Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

23. Mai 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 10

INHALT

Bitte ..... Konrad Schmidt

Gottes Tagelöhner ..... Hermann Mulert

Stimmen der Väter (Luther, Fr. Naumann) .....

Heilswege fernöstlicher Frömmigkeit ..... Gerhard Rosenkranz

Maria und Martha ..... Romuald Peffer

Deutsche Maler um 1900 ..... Walther Classen

Zeitgemäße Theologie ..... Hermann Schuster

Michelangelos Sündengefühl ..... Carl Mensing

Pipers evangelische Sexualethik ..... Martin Rade

Papstgeschichte (Schmidlin; Haller) ..... Gustav Krüger

Urkunden – Blick in die Welt

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Leipzig

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet RM 4.50 im Vierteljahr.

Schriftleitung: Kiel, Tirpitzstraße 120, Fernruf 4277.

Verlag: Leopold Klotz, Gotha. Auslieferung Leipzig, Frommannstraße 2a.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich RM 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig.

Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zu ständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag.

Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an di Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. – In Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Ge walt haftet der Verlag nicht!

Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexempla ren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rück porto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 I. Vj. 36 – Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen) Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Zeitgemäße Theologie

Die Verkörperung des Evangeliums im deutschen Gemüt

Hermann Schuster

Freies deutsches Christentum

Wege und Irrwege · Preis 2 RM

Im kirchlichen Kampf der Gegenwart und seinen Dunkelheiten ist die Öffentlichkeit gemeinhin nur über das eine „klar": daß Deutschchristen und Bekenntnisfront einander gegenüberstehen. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Schrift, das Vorhandensein eines von diesen beiden Gruppen völlig unabhängigen „freien deutschen Christentums" eindrucksvoll zu zeigen. Auch gegen die „Deutsche Glaubensbewegung" wird dieser freie Protestantismus mit grundsätzlicher Klarheit abgegrenzt. Es ist dringend zu wünschen, daß diese vorzügliche, im besten Sinne volkstümliche Schrift in viele Hände kommt. Trägheit und Unwissenheit sind auch auf religiösem Gebiet immer noch schlimmere Feinde als Barbarei und Bosheit. Und eben in den kirchlichen Bedrängnissen der Gegenwart zeigt sich erschütternd die religiöse Unmündigkeit unseres Volkes. Theol. Literaturztg.

Eine programmatische Schrift unseres Geistes; Gruppen unserer Freunde sollten es zusammen lesen und besprechen. Denn natürlich kann man vieles auch anders ansehen. Schuster gibt kritische Auseinandersetzungen mit dem lutherischen, dem paulinischen, dem Christentum Goethes, stellt das Jüdische, Römische, Griechische im Christentum heraus und fordert freies deutsches Christentum. Protestantenblatt

Der wohlbekannte Religionspädagoge bietet mit dieser Schrift zur gegenwärtigen kirchlich-religiösen Lage einen voll ausgereiften, von aller Tagespolemik absehenden, durch seine Warmherzigkeit und seinen Weitblick überzeugenden Beitrag. Das Evangelium, so, wie Jesus selbst es verkündigt hat, frei gemacht von allen vergänglichen Deutungen jüdischen, römischen und griechischen Zeitgeistes, soll und kann einen innigen Bund mit dem deutschen Gemüt eingehen. Das gemeinverständlich geschriebene Buch wendet sich an alle deutschen Menschen, die aufs neue die Einheit von Deutschtum und Christentum suchen. Volk und Kirche

Schuster kommt der theologischen Kritik der Gegenwart in wichtigen Punkten entgegen: er weist nach, daß die umstrittene Paulinische Theologie nicht als Ganzes zu verdammen, sondern nur von den besonderen römischen und jüdischen Spitzfindigkeiten zu reinigen sei. Überhaupt legt er mit werbender Eindringlichkeit die großen Linien des Christentums dar und versteht es, sie mit den besten Zügen deutscher Geschichte in Einklang zu bringen. Der Eindruck bleibt, daß mit dieser schlichten und eindeutigen Darstellung des Weges, den das Christentum auf deutschem Boden genommen hat und wohl auch nur nehmen kann, der Diskussion um die Neubesinnung aller religiös Interessierten ein guter Dienst erwiesen ist. Berliner Tageblatt

Leopold Klotz Verlag · Gotha

Freunde Hermann Oesers

werden gebeten, dem

„Haus Sonnwärts" in Freudenstadt

(Schwarzwald) für Erholungszeiten Beachtung zu schenken. Es liegt auf dem Kienberg. In 10 Minuten ist die Stadt zu erreichen, in einer Minute der Hochwald. Und drinnen waltet **Gertrud Oeser** mit ihrer Freundin **Elisabeth Brestowsky-Eberbach.** (5–6 RM und Kurtaxe) *Paul Jaeger*

Friedrichroda i. Thür.

450 m ü. M.

Waldhaus Karin-Sigrid

früher Haus der Christlichen Welt

Schreibersweg 6 **Leiterin: Frau Edith Behrendt**

Fernruf 270

15 behaglich eingerichtete Zimmer z. T. mit Glasveranda / Herrliche Lage direkt am Tannenwald / Garten / Liegewiese / Bad Gesellschaftsräume

Zimmer mit Frühstück von 2.25 RM an

Den Abonnenten der Christl. Welt wird – wie bisher – ein Nachlaß von 5% auf die Zimmermiete gewährt

Im Schwarzwaldkinderheim

TETENSHOF

werden Kinder zur Miterziehung der eigenen oder zur Erholung aufgenommen

Fröhliches Familienleben durch lebendiges Christentum. Eigene Landwirtschaft, Wald, Wasser, Luft- und Sonnenbäder. Schulbesuch der Volksschule im Ort, ab Serta im Landschulheim Hinterzarten möglich. **Pension monatlich RM 90.–**

Auskunft: **Tetens / Kirchzarten / Freiburg i. B.**

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

Nummer 10 | Gotha, 23. Mai 1936 | 50. Jahrgang

Inhalt: Bitte [Sp. 433] — Gottes Tagelöhner [Sp. 433] — Stimmen der Väter [Sp. 435] — Gottesfurcht und Menschenfurcht [Sp. 436] — Heilswege fernöstlicher Frömmigkeit [Sp. 437] — Maria und Martha Sp. 444] — Deutsche Maler um 1900 [Sp. 444] — Urkunden [Sp. 448] — Zeitgemäße Theologie [Sp. 449] — Michelangelos Sündengefühl [Sp. 456] — Pipers evangelische Sexualethik [Sp. 460] — Papstgeschichte [Sp. 465] — Blick in die Welt [Sp. 467] — Bücher und Schriften: Bibelkunde des Alten Testamentes (Weber); Die drei Gräber Ravennas (Jursch); Mittelalterliche Kirchengeschichte Ostfrieslands Kochs); Kirchengeschichte Mecklenburgs (Schmaltz); Luther Jahrbuch 1935 (Knolle); Die Abendmahlnot des Gegenwartsmenschen (Fendt); Für Evangelium und Kirche (Treu); Predigten zu nationalen Tagen und Fragen (Wendel); Durchsonnter Werktag (Jaeger); Der Kampf um das Reich (Müller); 50 Jahre Ostasienmission Marbach); Von den Grenzen unserer Erkenntnis (Endres); Der alte Feierabend (Teige); Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit (Förster-Nietzsche; Dämon und Engel im Land (Röttger); Das unterhimmlische Reich (Thielen) [Sp. 471] — Chronik [Sp. 476] — Verschiedenes: Lehrbildreihen zum Konfirmandenunterricht; Müllers Verdeutschung der Bergpredigt; Eine Folge des Kirchenstreits; Der Gustav-Adolf-Verein [Sp. 479] — Versammlungskalender [Sp. 480] — Anzeigen

Bitte

Willst du mir etwas Großes geben,
So schenk mir, Herr, ein neues Lied,
Das dich, o Höchster, zu erheben
Die Seele läßt gen Himmel schweben,
Wo sie dir in das Antlitz sieht.

Der Lerche gleich, die ihre Lieder
Der Sonne nur entgegen singt,
Verstummt auch meine Seele wieder,
Wenn erdenwärts, zu sich hernieder,
Die Welt sie in die Tiefe zwingt.

Konrad Schmidt

Gottes Tagelöhner

Vater, ich bin nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße; mache mich zu einem Tagelöhner. Luk. 15, 19.

Der verlorene Sohn nahm sich, in der Fremde von Reue gepackt, vor, nach Hause zurückzukehren. Er wollte aber, wenn er daheim sein würde, nicht mehr seines Vaters Sohn heißen. Er wußte, daß er den Anspruch darauf verwirkt hatte. Entsprechend hätte er von sich aus den Vater auch nicht mehr Vater nennen dürfen. Sind wir in unserem Tun und Treiben nicht oft dem verlorenen Sohn vergleichbar? Aber wir nennen Gott unbedenklich immer weiter Vater; wir beten vielleicht täglich das Vaterunser und reden vom und zum lieben Vater im Himmel, als wäre das selbstverständlich.

Selbstverständlich ist es sicher nicht. Vielleicht dürfen wir es aber gerade deshalb, weil Jesus die Geschichte so weitererzählt hat, wie wir sie bei Lukas lesen. Oder sagen wir genauer: nicht, weil Jesus einmal solches Gleichnis erzählt hat. Sondern weil er durch Wort und Tat, durch sein Leben und Sterben und die Wirkungen, die er über seinen Tod hinaus durch nun fast zwei Jahrtausende hindurch auf Menschen gehabt hat und noch heute hat, uns Mut macht, trotz alles Sinnlosen und Bösen in der Welt, auch über unsre eigne Schuld und Sünde hinweg, seinem und unserem Vater im Himmel zu vertrauen, an den Gott des Evangeliums zu glauben. Der verlorene Sohn selbst hat es ja nicht ganz fertiggebracht, nach seinem erschrockenen Vorsatz zu handeln. Denn da hätte er, als er, heimgekehrt, des Vaters ansichtig wurde, sagen müssen: „Herr, macht mich zu einem Eurer Knechte!" Aber als er in des Vaters Auge einen Strahl barmherziger Freude, verzeihender Güte aufleuchten sieht, kann der Sohn ihn doch nicht anders anreden als: Vater. Gewiß, er sagt noch: „ich bin nicht mehr wert, Dein Sohn zu heißen." Aber was er hinzufügen wollte: „mache mich zu einem Deiner Tagelöhner" erstirbt ihm auf den Lippen. Er fühlt des Vaters Güte schon bevor dieser sie ausgesprochen hat.

Immerhin: wir sind nicht zu aller Zeit so von echter Reue erfüllt wie dieser verlorene Sohn. Um so ernster sollen wir uns fragen, ob wir immer so zuversichtlich vom himmlischen Vater reden dürfen, ob wir nicht oft vielmehr nur das uns wünschen sollten: Werkleute des heiligen Herrn, Tagelöhner Gottes zu sein. Mitarbeiter Gottes (wie wir an einer andern Stelle des Neuen Testaments lesen), Gesellen Gottes zu heißen, ist schon etwas Großes, ein Anspruch, den man vor allem durch die Tat bewähren soll. Nur wer das ernstlich will, kann dann auch vertrauen, daß er als Gottes Kind angenommen werden soll. Oder vielmehr: als Gottes Kind angenommen ist. Zwar ruht unser Vertrauen, daß wir Gott unsern Vater nennen dürfen, nicht auf irgendwelchen Leistungen, die wir vollbracht hätten, sondern rein auf Gottes Güte. Aber, menschlich geredet: wir sollen nicht meinen, daß wir ein Recht zu solchem Vertrauen hätten, wenn wir nicht zunächst Gottes Werkleute zu werden suchen, seinen Willen zu tun, Jesus als unserem Meister nachzufolgen uns mühen.

Eine Konfirmandin, Tochter einer mühsam das tägliche Brot verdienenden Witwe, sollte, aus der Schule

entlassen, als Hilfe in den Haushalt eines Gelehrten kommen, dessen Frau eine Jugendfreundin ihrer Mutter war. Das Kind hatte zwar bis dahin bei gelegentlichem Sehen ihn und seine Frau Onkel und Tante genannt, fragte aber nun seine Mutter: „wenn ich dort bin, kann ich doch meine Herrschaft nicht mit Du anreden?" Die Mutter erwiderte, in diesem Falle dürfe man das schon. Und das Mädchen ist durch die Art, wie es seine Pflichten anfaßte, und später, in langen Jahren äußerer Trennung und wechselnder Schicksale, durch immer gleiche Treue jenem inzwischen alt gewordenen Paar ans Herz gewachsen wie eine eigne Tochter.

So geht es schon unter Menschen. Wir dürfen auch zum ewigen Gott Du sagen, weil er unser Vater sein will und ist. Aber wir dürfen es nicht so, daß wir dabei die Ehrfurcht vor dem heiligen Herrn vergessen. Sollten wir nicht vielmehr zuerst nur Gottes Werkleute sein wollen? Alle Worte, die Paulus darüber gesagt hat, daß wir nicht Knechte bleiben, nicht in gesetzlichem Wesen verharren, sondern freie Kinder Gottes werden sollen, oder schon sein dürfen, bleiben in Geltung, und vollends die Worte Jesu über seinen und unseren Vater. Sie gehören zum Sonntag des Herzens. Aber daneben steht der Werktag des Lebens. Sein Inhalt ist, daß wir Gottes Tagelöhner sind. M

Stimmen der Väter

zum Pfingstfest

1. Aus einer Pfingstpredigt in Luthers Kirchenpostille

Luther spricht im Anschluß an die Pfingstgeschichte davon, daß die Jünger, „die vorhin dasaßen in Trauern und Furcht", nun „keck werden und frei von Christo predigen und sich vor nichts fürchten", weil der heilige Geist sie erfüllt.

Da siehst du klar, daß nicht sein Amt sei, Bücher schreiben noch Gesetze machen, sondern daß er ein solcher Geist ist, der in das Herz schreibt und schafft einen neuen Mut, daß der Mensch vor Gott fröhlich wird und Liebe zu ihm gewinnt und danach den Leuten mit fröhlichem Gemüte dient.

Drücke uns der heilige Geist die Predigt von Jesus Christus ins Herz, daß sie darin haftet und lebt,

da kann's nimmer fehlen, des Menschen Herz muß lustig werden gegen Gott und sich emporheben und sprechen: Lieber Vater, ist das dein Wille, daß du mir so große Liebe und Treue erzeigst, die nicht genug zu ermessen ist, so will ich dich auch von Herzen lieb haben und fröhlich und gern tun, was dir gefällt. Da sieht das Herz Gott nimmer mit schelen Augen an, denkt nicht, er werde uns in die Hölle werfen, wie vorhin, ehe der heilige Geist kam, da es keine Güte, keine Liebe noch Treue, sondern nichts, denn Zorn und Ungnade Gottes fühlte. Nun aber der heilige Geist solches ins Herz drückt, daß ihm Gott so freundlich und gnädig sei, so wird es fröhlich und unerschrocken, daß es um Gottes willen alles tut und leidet, was zu tun und zu leiden ist.

2. Aus dem Pfingstgebet Friedrich Naumanns

In der Andachten-Sammlung „Gotteshilfe" S. 134 (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, vgl. CW 1935, Sp. 1126).

Herr Gott, himmlischer Vater, wir bitten dich von Herzen, du wollest uns ein rechtes Pfingsten erleben lassen, an dem dein Geist über uns ausgegossen wird. Deinen Geist wollen wir haben, daß wir ihn für das beste irdische Gut halten, besser als Kraft und Geld, Lust und Kunst. Wir bitten um einen Geist, der nicht so kleinlich, ängstlich, ärmlich, elend ist wie unser eigener natürlicher Geist. Gib du uns einen Geist, der frei, weit, froh und rein ist! Fülle unseren Sinn mit rechten, tiefen, göttlichen Gedanken und laß unseren Willen von ihnen geleitet sein. Nimm die Selbstsucht heraus und schenke uns Liebe, nimm die Angst heraus und sende uns Freudigkeit, nimm die Zweifel fort und gewähre uns Festigkeit! Erneuere uns nach deinem Rat, laß uns gesund werden an unseren Seelen, du Herr der Geister!

Gib deinen Geist, o Herr, nicht Menschengeist, Priestergeist, Buchstabengeist, sondern deinen lebendigen, ewig rinnenden, unermüdlichen, heiligen Geist, den Geist, der deine Boten seit Jahrtausenden stark gemacht hat, wenn sie sich den Gewohnheiten und Autoritäten ihrer Zeit entgegensetzen mußten. Bewahre uns vor allem vor dem Irrtum, als sei vor dir die Fügsamkeit die einzige Tugend, der du ein Gott der Helden und Märtyrer gewesen bist! Brich den faulen Frieden der Trägheit, hindere den frommen Schlaf, wecke die Seelen, daß sie hungern und dürsten nach Gerechtigkeit und dir dienen in rückhaltloser Wahrhaftigkeit! Bewahre deine Kirche davor, daß sie deinen Geist dämpft und menschliche Regeln und Ordnungen an Stelle deines freien heiligen Geistes setzt! Es ist, o Herr, der Schmerz vieler deiner Kinder, daß wir den Geist der Bibel verloren haben und dafür einen Gewohnheitsgeist bekamen, der nicht gegen Welt und Sünde kämpfen, nicht opfern und nicht sterben mag. Vor diesem Geist, der christlich scheint und doch nicht von dir stammt, wollest du uns behüten!

Laß uns den Geist Jesu Christi recht erkennen, den Geist des unerbittlichen Kampfes und der hingebendsten Milde! Hilf uns, daß wir uns den Geist und die Person Jesu nicht verkleinern lassen durch menschliche Schwäche, die ihn nicht versteht und ihn darum sanfter oder matter hinstellen will als er wirklich war! Sende uns etwas Feuer von seinem Feuer, Willen von seinem Willen, Vertrauen von seinem Vertrauen und Güte von seiner Güte! Er soll unser unsichtbarer Freund werden, unser Hirt und unser Herzog.

Laß uns begreifen, daß wir alle Brüder sein sollen! Es ist ja nicht leicht, inmitten der Menschheit Brudergeist zu haben, du aber willst ihn uns gewähren. Du willst dein Reich unter uns aufrichten, indem du uns in deinen Willen einigst. O mach uns froh und frei im Brudersinn, lehre uns Vergessenheit des eigenen Ich und Umfassung der Gesamtheit! Vergib uns die Sünden der Vereinzelung und Eigensucht und laß uns dir gehorsam werden in der Menge unserer Brüder und Schwestern! Hilf uns falsche Trennungswände niederreißen und Seelen gewinnen durch Tat und Leben! Laß uns deine Boten werden für alles Volk durch wirkliche Liebe, laß uns Jesu Jünger sein, mache uns zur Gemeinschaft der Lebendigen, die den Tod überwinden! O heiliger Geist, kehr bei uns ein! Amen.

Gottesfurcht und Menschenfurcht

Wir würden weniger Angst und Menschenfurcht um uns erleben, wenn mehr Gottesfurcht in den Menschen lebendig wäre.

Hermann Schuster
(in: Der Protestant und seine Kirche, vgl. Sp. 379).

Heilswege fernöstlicher Frömmigkeit[1]

II. Das Heil im Mahayana-Buddhismus

1. Das Wesen des Mahayana

Der Vedanta und auch das Vishnutum, deren Heilslehre wir kennenlernten[1], haben ihre Ausprägung gewonnen u. a. in der Auseinandersetzung mit dem gottlosen Buddhismus. Mit welchem Grimm von ihnen der Kampf gegen die feindlichen Bauddhas geführt wurde, mögen zwei Beispiele deutlich machen. Das erste findet sich in einem Liede eines durch Vishnu erlösten tamilischen Heiligen, das im 8.–9. Jahrhundert entstanden ist:

Wenn mit Verachtung Jainas, Shaivas
und vom Glück verlassene Buddhisten
deiner Schar unerträgliche Reden führen,
möchte man sterben vor Schmerz.
Könnte ich ihrer habhaft werden
und hätte die Kraft, auf der Stelle
den Kopf ihnen abzuhauen wäre mein Werk,
o du in der großen Stadt Arangam!

Das zweite Beispiel finden wir in dem Schmähwort, mit dem die Anhänger der Illusionstheorie, also die Vedantin, von ihren Gegnern als „verkappte Buddhisten" bezeichnet wurden. Dieser Kampf zwischen dem Theismus im Hinduismus und dem Atheismus des Buddhismus hat das indische Geistesleben über ein Jahrtausend lang erfüllt. Wenn die Macht des Buddhismus – durch nicht immer unblutige Verfolgungen – auch schon viel früher gebrochen war, so ist er doch aus Indien erst seit etwa 1500 verschwunden. Seitdem führt er in seiner traditionsgebundenen Hinayanaform nur noch in kleinen Landesteilen Südindiens ein Dasein, dem sich im Westen fast mehr Interesse zuwendet als im Osten selber. Zweifellos liegt in derselben Tatsache, die seine ungeheuere Verbreitung in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Indien und dann bis heute noch in Ostasien erklärt, auch die Ursache für seinen Verfall in seinem Mutterlande; das ist die Tatsache, daß er die Geschlossenheit und damit die Abgeschlossenheit seiner Verkündigung, die Gotama ihm gegeben hatte, aufgab, um an Weite und Breite zu gewinnen. Aus dem Hinayana, dem kleinen, geringeren Fahrzeug, auf dem der einzelne nach Gotamas Anweisung sich als Mönch zu retten sucht, war das Mahayana geworden, das große Fahrzeug, auf dem alle Wesen Erlösung vom Leiden nicht nur finden, sondern auch selber bringen können. Diese Umwandlung ist einer der interessantesten Vorgänge in der Religionsgeschichte. Lange hat man sie als eine Entartung der Lehre Gotamas verächtlich behandelt; das ist heute nicht mehr der Fall. Vielmehr wertet man jetzt das Mahayana als eine „Höhe außerchristlicher Religion". Wann, wo, wie es im einzelnen entstanden ist, ist heute noch ungewiß. Mit einiger Sicherheit ist auf Grund zuverlässiger buddhistischer Tradition und als Ergebnis von Sprach- (Sanskrit-)Studien zu sagen, daß das Mahayana in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Nordwest-Indien, wenn nicht entstanden, so doch zu stärkerem Ausdruck gekommen ist. Dort, und zwar im indoskythischen Reiche des Königs Kanishka, das damals die verschiedensten Völker, Sprachen und Religionen umfaßte, war die völlige Umwandlung buddhistischer Philosophie, Ethik und Anbetung wohl möglich. Dort hatten sich Buddhismus und zoroastrische Religion zur Staatsreligion verbunden, und mit dem Garotman des Avesta hat Amitabhas Paradies im Westen in der Tat auffallende Ähnlichkeit.

1. Die Lehre von diesem Paradies, vom sukhavati, ist die eine charakteristische Lehre des Mahayana, durch die das Nirvana, das Ziel hinayanistischer Selbsterlösung, nicht nur verdunkelt, sondern in den Amida-Sekten Chinas und Japans völlig verdrängt wurde. 2. Verdrängt wurde weiter die Lehre vom Arhat, dem Heiligen, der, nur auf seine eigene Buddhaschaft bedacht, auf dem achtteiligen Pfade seiner Erleuchtung entgegenstrebt, durch die neue Lehre vom Bodhisattva, um die sich nun, was seine kultische und volkstümliche Seite betrifft, das ganze Mahayana-System dreht: der Bodhisattva, der das Nirvana erreicht hat, verzichtet darauf und stellt seine Verdienste allen Kreaturen zur Verfügung, um ihnen die Wonne des sukhavati als die Vorstufe zur Ruhe des Nirvana zu verschaffen. 3. Umgeformt wurde die Lehre vom Buddha. Nicht mehr nur einen Buddha gibt es, und nicht mehr außerhalb dieser begrenzten Welt steht der Buddha, wenn er ins Nirvana eingegangen ist – zahllos sind die Buddhas des Mahayana, und sie werden angebetet wie die Götter anderer Religionen. Zehn von ihnen haben besondere Bedeutung, sie herrschen in den zehn Weltgegenden, und wiederum zwei von ihnen erfreuen sich besonders in Japan hervorragender Verehrung: Vairocana, der Herrscher der Mitte, und Amithaba, der Herrscher des Westens. 4. Neu ist die Lehre von der Shunyata, von der Leerheit. Es gibt weder Sein noch Nichtsein – das wurde zuerst mit aller Nachdrücklichkeit verkündigt von Nagarjuna, dem ersten Mahayanaphilosophen (um 200). Gotama hatte die Vergänglichkeit gepredigt und die Nichtexistenz der Seele; ihm stellte sich die Sichtbarkeit der Welt nur in ihren Dharmas (Elementen) dar. Auch die entleerte das Mahayana noch ihres Inhaltes – völlige Leere ist das Ergebnis. 5. Neu ist ferner im Vergleich mit dem Hinayana die Lehre von der bhakti, die nun besonders in den Amida-Sekten der Frömmigkeit ihr Gepräge gibt. Der ursprüngliche Buddhismus kannte nur das shraddha, das Fürwahrhalten der Lehre Gotamas und seiner Jünger.

Auf diese Unterschiede zwischen Hinayana und Mahayana mag sich unsere Darstellung beschränken. Und nun beginnt das Rätselraten. Wie war solch eine völlige Umwandlung der harten, nüchternen Lehre Gotamas möglich in eine Religion, die nicht nur ihn selbst zum Gott erhob, sondern eine Fülle von Göttern in sich aufnahm? Doch wohl wegen ihrer Härte und Begrenztheit, die dem Menschen in der Not seines Herzens und bei der Frage nach den höchsten Dingen kein Genüge bot. Nun wurde das shraddha zur bhakti, der Atheismus zum Theopanismus, das Nirvana zum Absoluten, zum Buddha selbst, der Arhat zum Bodhisattva, dessen Gnade erlöst. Ein gewaltiges Pantheon baute sich auf, Indiens, Zentralasiens und Ostasiens unübersehbare Götterscharen fanden in ihm Platz. Für manche dieser Wandlungen lagen die Ausgangsmöglichkeiten schon in der Verkündigung und im Leben Gotamas selber vor. So war das Nirvana für ihn nicht nur ein Negatives (Erlöschen), sondern auch ein Positives (Heil). So wurde ihm als dem guru, dem Lehrer, schon zu seinen Lebzeiten von seinen Schülern eine Verehrung entgegengebracht, deren Innigkeit wir nach unseren abendländischen Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler gar nicht zu begreifen vermögen. Man kann geradezu von einem guru-Kult in Indien sprechen,

[1] Vgl. Nr. 9, Sp. 389 ff.

aus dem in unserm Falle Hermann Beckh mit Recht folgert:

„Wir können ganz gut verstehen, wie nach dem Tode Buddhas aus jener einstigen Verehrung des persönlich unter seinen Jüngern weilenden Meisters im Laufe der Zeit innerhalb gewisser Richtungen des Buddhismus die Verehrung der als ‚Urbuddha' oder der als ‚Buddha der Meditation' angesprochenen transzendenten geistigen Wesenheit des Buddha sich hat entwickeln können." (Buddhism. Bd. 1, S. 141.)

Ob der guru-Kult im ursprünglichen Buddhismus nun der Quellort für die bhakti gewesen ist, oder ob er ihr nur das Flußbett bot, ist mit Sicherheit nicht auszumachen. Sicher aber ist, daß in dem Kampf der Religionen, der das 1. Jahrtausend n. Chr. in Indien erfüllt, eine gegenseitige Beeinflussung stattgefunden hat, so daß Suzuki in seinen „Outlines of Mahayana-Buddhism" schreiben kann: „Es war Hinduismus, was in Japan eingeführt wurde unter dem Namen des Buddha", und Ketkar in seinem „Essay on Hinduism" urteilt, der Mahayana-Buddhismus sei „verstohlenerweise zu den großen Theorien der Vedanta-Philosophie zurückgekehrt". Ohne im einzelnen festzustellen, auf welcher Seite die Priorität liegt, sei auf einige dieser Wechselwirkungen hingewiesen:

1. Der Vedanta hat in Abhängigkeit von Nagarjunas Shunyata-Lehre seine maya-Spekulationen entwickelt. Vedanta und Mahayana haben die Lehre vom höheren und niederen Wissen gemeinsam. 2. Die Vaishnavas haben Buddha unter die Inkarnationen des Vishnu aufgenommen, wohl um dadurch die Buddhisten zu sich herüberzulocken. In den Götterlisten des Vishnu-purana finden sich auch die Namen Vairocana und Amitabha. Unter den 4 Welthütern der Vishnu-Religion ist der Herrscher des Westens Varuna, sein Reich heißt sukha. Im Mahayana nimmt Amitabha seine Stelle ein, sein Reich heißt sukhavati. „Wer hat hier geerbt? Varuna von Amitabha? Oder sollten umgekehrt in Amitabha, dieser wunderbar eindrücklichen Gott-Heilandsgestalt des buddhistischen Pietismus, verschollene Erinnerungen wach geworden sein an Varuna?" (Otto, Dipika des Nivasa, S. IX.)

Wir vermögen die Fragen nicht zu beantworten. Es mag uns auch genügen, daß im Kampf der Religionen Wirkungen hinüber und herüber sich einstellten, die im Buddhismus so stark auf eigene Ansätze zur Weiterentwicklung einwirkten, daß aus ihm das Mahayana hervorging als eine Religion, und zwar nicht nur als eine Volksreligion, die eine überaus wertvolle Philosophie und Ethik entwickelt hat und in Nagarjuna einen Systematiker von hoher Qualität besitzt, sondern die auch mit den Ansprüchen und der Kraft einer Weltreligion auftritt. Früh drang es in Zentralasien ein, und als es in Indien im Kampf mit dem Hinduismus unterlag, wuchs es in China und Japan zu der Bedeutung empor, die ihm dort – besonders in Japan – heute noch zukommt.

2. Mahayana in China

Das Mahayana kam nach China zu einer Zeit, wo es selber noch im Werden begriffen war, wo also auch die Möglichkeit einer Aufnahme fremder Kulte und Riten verstärkt bestand. Es kam in den Gestaltungsbereich des praktisch-nüchternen chinesischen Menschen, dessen Lebenshaltung nach den Vorschriften der konfuzianischen Morallehre ablief. Von dort aus erhielt wohl der dem ursprünglichen Buddhismus auch bekannte Lohngedanke im chinesischen Buddhismus seine ausgeprägte Form. Und dann war da das Tao, wie Lao-tse es verkündigt hatte, und das in dieser Form – allerdings nur bei oberflächlichem Vergleich – so mancherlei Ähnlichkeit mit dem brahman zeigt. Es bot vor allem dem dhyana-marga ein Einfallstor: von hier aus gewann die Ch'an-(Zen-) Schule ihre gewaltige Bedeutung für den ostasiatischen Buddhismus – in Japan getrennt von der Amida-Frömmigkeit, in China aber in Gemeinschaft mit ihr: „Heute ist fast jeder chinesische Mönch mehr oder weniger ein Amidaanhänger" (Johnston, Buddhist China). Die Einwirkung der Lehre vom Tao auf die äußere wie innere Gestaltung der Amida-Frömmigkeit in China geschah durch den Begründer der Ching-t'u-Schule (Schule des Reinen Landes), den früheren Taoisten Hui-yuen. Und schließlich waren es wohl in geringerem Maße jüdische und mohammedanische, in stärkerem Maße christlich-nestorianische Einflüsse, die das Mahayana in sich aufnahm. K. L. Reichelt schreibt der Begegnung zwischen Mahayana und Nestorianismus im 7. Jahrhundert, die lange nicht die verdiente Beachtung fand, folgende bedeutende Wirkungen auf das Mahayana zu:

„Die nestorianische Kirche hat 1. die vagen und schwebenden Gedanken des M. über Dreieinigkeit in festere Form gegossen (in der Tat gewann die indische Trias ‚Amitabha – Avalokiteshvara – Mahasthanaprapta' erst in Ostasien Gesicht und Gewicht in der Dreiheit ‚Amida – Kuan-yin (jap. Kwannon) – Ta-shi-chi'); 2. dem M. geholfen, den Allvatergedanken in Verbindung mit Amitabha in mehr monotheistischer Linie zu entwickeln; 3. den Gedanken an Allvaters Offenbarung in einer Erlösergestalt und einer Geistesgestalt vertieft; 4. dem M. einen klareren Begriff gegeben von dem großen Zusammenhang des Menschengeschlechts und der Verantwortung für die ganze Menschheit; 5. klare Methoden für die Seelenmessen und die Anbetung angegeben, und die heilige Siebenzahl in den Mahayanakult eingeführt; 6. die Gedanken über das ‚Paradies des Westens' und den ‚Erlöser vom Westen' lebendiger und lebensvoller gestaltet."

Im Mahayana erlebte China zum ersten Male eine wirkliche Religion, die ihre tiefste, wirksamste und wirkungsvollste Ausprägung in der Schule des bhakti-marga, der Schule des Reinen Landes, fand. „Nan-mo Omito-fo – ich nehme meine Zuflucht in Anbetung zu dir, Amida-Buddha", wurde das Gebet aller derer, deren Sehnsucht und Erlösungsbedürfnis sich hinausreckt über die Befreiung nur von den Nöten des Tages, die sich eine letzte Wiedergeburt wünschen auf einer Lotosblume in Amidas Paradies, der seine Gnade allen Menschen, auch den Sündern und Dirnen, verheißt. Tausendfach steht in schlichten und kostbaren Statuen vor ihren Augen, millionenfach – in Verzückung geschaut – vor ihrem Geiste das Bild dessen, der gelobte: „Wenn ich Buddha werde, so mögen alle lebenden Wesen von den Weltgegenden festen und frohen Glauben an mich haben. Sie mögen ihr Sehnen auf die Wiedergeburt im Paradies richten. Sie mögen meinen Namen anrufen – wenn es auch nur zehnmal ist, oder weniger; dann wird ihr Wunsch, in mein Paradies geboren zu werden, sicher erfüllt werden." Ihm, mit dem nur seine Begleiterin Kuan-yin an Innigkeit der Verehrung sich messen kann, gilt der Lobgesang Hui-juens, ein Lied aus dem 4. Jahrhundert:

Wer ist der, der mit so gnädgem Tone
sich lächelnd zu den Armen niederbeugt?
Wer ist es, der im Lichtglanz, gleich der Sonne,
zu Leben und zu Sieg sein Mitleid zeigt?
Gott ist es selbst. Er sitzet auf dem Throne,
durch sein Gesetz erlöst er aus der Not.
Gold ziert den Arm ihm, Edelstein die Krone,
sein ist die Macht ob Sünde, Leid und Tod.
Wie unser Gott ist keiner in den Welten,
und sein Erbarmen kann kein Mensch vergelten.

So ist der bhakti-marga, der Weg zum Heil durch gläubiges Vertrauen, Jahrhunderte hindurch der Heilsweg Chinas gewesen. Und wenn er auch gleich den anderen Wegen, auf denen sich das Mahayana der chinesischen Volksseele anbietet, von den Trümmern der Tempel und Klöster verschüttet wurde, die von der Religionsfeindschaft eines „aufgeklärten" Jung-China zerschlagen wurden, so gilt doch auch heute noch ihm mehr als allen anderen das Urteil de Groots, daß wirkliches religiöses Leben in China nur in buddhistischen Kreisen zu finden ist.

3. Mahayana in Japan

Während das Mahayana nach China in jenen noch unfertigen Formen kam – wodurch übrigens den ersten chinesischen Übersetzungen mahayanistischer Schriften der Wert von Quellenschriften für das Mahayana überhaupt zukommt –, wurde die Verkündigung seiner beiden Heilswege ,des bhakti- und des dhyana-marga, nach Japan in den festen Formen getragen, die sie in China gewonnen hatte.

„Im Jahre 552 n. Chr. wanderten Priester und Bilder nach Japan, aber der fremde Kult zerstörte nicht den Kult, der vor ihm dagewesen, sondern nahm ihn in sich auf. Ein japanischer Buddhist, Kobo-Daishi, ein Mann von großem Einfluß, erklärte die einheimischen Götter für Inkarnationen des Buddha selbst. Shinto wurde nicht aufgegeben, sondern für den Buddhismus verwertet." (Suzuki a. a. O.)

Vom 6. Jahrhundert an breiteten sich in Japan die Shodomon-Sekten aus, die das Tor des Reinen Pfades, d. h. die Gerechtigkeit aus eigener Kraft, verkündeten. Zu ihnen gehört die Zen-Schule. Der bhakti-marga mit seiner Lehre von der Gerechtigkeit, d. h. aus der Kraft eines anderen, wird erst im 12. Jahrhundert durch die Jodomon-Sekten, die Sekten vom Tor des Reinen Landes, in Japan volkstümlich. Dem Mönch Gen-ku (Honen Shonin) war beim Studium buddhistischer Schriften das Wort des Shan-tao zu innerem Erlebnis geworden: „Vor allem haltet mit einem ganzen und ungeteilten Herzen den Namen Amitabhas im Gedächtnis!" Nun predigte er, entgegen dem Weg der schweren Praktik der Shodomon-Sekten, den Weg der leichten Praktik:

„Der Weg der schweren Praktik ist zu vergleichen einer Wanderung zu Fuß auf rauhen Pfaden. Der Weg der leichten Praktik hingegen ist wie eine Fahrt übers Meer auf einem Schiffe. Wer da an den Beinen gelähmt oder wer da blind ist, der darf nicht auf erstere Weise zum Ziele dringen wollen; der kann zu dem jenseitigen Gestade nur gelangen, wenn er auf einem Schiffe sich hinübertragen läßt. Wir aber, die wir in diesen Tagen leben, sind ja nun eben Menschen, deren Augen der Weisheit erblindet und deren Beine der Befolgung der Gebote gelähmt sind. (Haas, Amida Buddha, S. 38.) ... Das ewige Leben ist auch dem Grobschmied nicht verschlossen und auch für den Zimmermann vorhanden (ebenda S. 55) ... Selbst diejenigen, die schwere Sünde auf sich geladen haben, sollen wiedergeboren werden, wieviel mehr nicht erst diejenigen, die nur leicht gesündigt! Selbst ein einmaliges Anrufen soll uns zum Leben helfen, wie viel mehr nicht erst der Anrufungen Menge! (Ebendort S. 41.) .... Welch große Freude muß es nicht für eine Frau sein, daß ihr weiblicher Körper, der durch all die tausend und zehntausend Kalpas[2] ihres vergangenen Daseins nicht hat verwandelt werden können, nun so im Handumdrehen (durch ein ein- oder zehnmaliges Anrufen) zu dem eines Mannes soll werden können (S. 96)."

Das Nembutsu, das Anrufen Amidas, wurde zur religiösen Praxis der Jodo-shu, in der sich die Anhänger Gen-kus sammelten, und die noch heute über 2 Millionen Anhänger zählt. So kommt es, daß die Jodo-Tempel erfüllt sind vom Gemurmel der Amida Anrufenden und vom Gerassel der Gebetsmühlen. Gegen diesen Glauben an die menschliche Eigenkraft wendete sich dann Gen-kus Schüler, Shinran. Er gründete die Jodo-shin-shu, die wahre Schule des Reinen Landes, deren 13 Millionen Anhänger heute noch fast den vierten Teil aller japanischen Buddhisten ausmachen. Auch ihm ist das Heilsziel sukhavati, das Heilsmittel die Gnade Amidas, deren man in jedem Berufe teilhaftig werden kann, auch ihm ist der Heilsweg die Andacht, die man nach Amidas Forderung „etwa ein zehendmal auf ihn richtet", das Gedenken an seinen „stellvertretenden Kraftbeistand" und – voll Dankes für seine Huld – der Anruf seines Namens.

„Das aber heißt nicht, daß wir nun einfach mit dem Munde anrufen, nein, auch unser Tun und unser Denken muß also dazu stimmen und muß von dem barmherzigen Sinn Amidas bestimmt sein, der unser eigener Sinn geworden ist ... Solches Sichauswirken ist ein Tun durch eines Anderen Kraft" (Haas a. a. O. S. 18).

4. Östliche Hochfrömmigkeit und das Christentum

Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden als der eine Name – „Vishnu-Narayana" sagen die Vaishnavas, „Amida", sagen die bhakti-Buddhisten. Beide glauben heute auch in einer eifrigen Missionstätigkeit dem Westen das erlösende Wort sagen zu können. Umgekehrt aber bietet sich vom Westen her in noch eifrigerer, jahrhundertealter Missionstätigkeit dem Osten ein Heilsweg an, die Botschaft dessen, der von sich sagt: „Ich bin der Weg ...": Christi. Erlösung für alle Menschen nicht durch Werke, sondern allein durch die Gnade eines Erlösers – das ist auch die Botschaft der östlichen Hochfrömmigkeit. Ist sie nicht tatsächlich das, als was sie von den Jesuiten, die sie im 16. Jahrhundert in Japan kennenlernten, empfunden wurde: lutherische Lehre, auf die sie in echt jesuitischer Anpassungstaktik soweit glaubten Rücksicht nehmen zu müssen, daß sie selber anfingen, das Evangelium in Japan lutherisch zu predigen? Ist hier, wo es sich doch nur um ein Mehr oder Weniger an religiöser Substanz zu handeln scheint, das oft angezweifelte Recht unserer evangelischen Missionsarbeit nicht vollends in Frage gestellt?

Die Frage wurde noch vor nicht langer Zeit, wo man in solchen Ergebnissen einer neutral sich gebenden Religionsvergleichung für seinen Skeptizismus gegenüber der Mission eine treffliche Begründung fand, in weiten Kreisen bejaht. Und soweit man sich dann doch noch für Mission „interessierte", billigte man ihr dem Osten gegenüber höchstens das Recht zu, die vorhandene Frömmigkeit zu „krönen"; der Grund dafür wurde nicht immer in lauteren religiösen Motiven gesehen. Die Mission in Indien und Ostasien darf das religiöse Gut, das sie vorfindet, keineswegs unbeachtet beiseiteschieben, wenn anders ihr Wirken nicht wirkungslos bleiben soll. Sie muß aber auch um die Grenzen wissen, die ihr bei solcher Beachtung gezogen sind, wenn sie vor einem Synkretismus bewahrt bleiben will, der ihrer Verkündigung den Tod bringen würde. Es ist ein sehr bedenkliches Lob, das man besonders in angelsächsischen Kreisen dem Christentum in Japan zollt, wenn man ihm immer wieder bescheinigt, daß es zwar wenig Christen in Japan gebe, daß aber die christlichen Gedanken das ganze Land schon erobert hätten. Es ist ferner vom Christentum als untragbar abzulehnen, wenn Christus in Indien unter die Inkarnationen Vishnus aufgenommen wird, und es ist schließlich beschämend für das Christentumsverständnis des christlichen Abendlandes selbst, wenn es Männer wie Mahatma Gandhi, deren Lebenswandel zweifellos vielen Christen ein Vorbild sein kann, als Christen ansieht, preist und empfiehlt.

[2] Weltzeitalter.

Die Mission ist der protestantischen Theologie der Gegenwart dankbar, daß sie aufgerufen hat zu einer Neubesinnung darauf, wie einseitig und – im Gegensatz zu aller östlichen Frömmigkeit – wie intolerant das Evangelium seinen Heilsweg der Menschheit anbietet. Eine Gegenüberstellung der einzelnen, im Wortlaut oft einander so ähnlichen Begriffe, die in der immer lebhafteren, gar nicht mehr nur im Willen der Christenheit stehenden Auseinandersetzung zwischen westlicher und östlicher Frömmigkeit entscheidend sind, mag abschließend zeigen, wie sehr ihrer missionarischen Verkündigung solche Einspitzigkeit nottut:

1. Gleich dem Christentum bieten die bhakti-Religionen ihren Gläubigen Erlösung an, und zwar nicht nur, wie das in den niedrigen Religionen der Fall ist, Erlösung von den mancherlei Nöten des alltäglichen Lebens, sondern von der einen eigentlichen Lebensnot. Sie besteht für die gesamte östliche Frömmigkeit im Fluch des samsara, des Kreislaufs der Wiederverkörperungen, in den das karma den Menschen automatisch hineinstellt. Im Christentum aber besteht sie in der Schuld, die der sündige Mensch vor Gott auf sich geladen hat.

2. Auch der Osten kennt das Wort „Sünde". Nur bezeichnet er damit das mangelhafte Tun des Menschen unter dem Zwange jenes Weltgesetzes jenseits von Gut und Böse, des karma, während das Christentum darunter das unheilige Handeln des Menschen vor dem heiligen Gott versteht. Der Osten beurteilt die Sünde vom Menschen, nicht von Gott her; darum fehlt ihm der Blick für die Tiefe der Sünde. Denn

3. der Osten kennt, allen Scheinbarkeiten zuwider keinen personalen Gottesbegriff. Aller Theismus ist drüben bestenfalls Theopanismus, der in der Praxis nur zu oft einem Polytheismus Duldung gewährt. Gott ist nicht der Schöpfer des Alls, sondern er ist irgendwie das All selbst, und ein Teil dieses Alls ist der Mensch. „Nicht als Du steht der Gott der bhakti dem Frommen gegenüber; es ist sein eigener Ichgrund, mit dem er spricht; der Gott ist ein in sich verschlossener und der Mensch letztlich ein mit ihm identisches Ich." (Brunner, Die Christusbotschaft im Kampf mit den Religionen. S. 9.)

4. Mit alledem ist auch die Andersartigkeit der Erlöservorstellung gegeben. Vishnu und Amida sind nicht, wie Christus, Selbstoffenbarungen Gottes, nicht von Gott in die Geschichte gestellte Sühner und Heilande, sondern von Menschen idealisierte Phantasien oder Mythologumena. Eigentlich ist ihre Existenz und Mittlerschaft gar nicht notwendig; denn einmal steht die Erlösung ja doch jedem Menschen bevor. Nur hat die menschliche Sehnsucht, möglichst rasch und leicht von der Qual der Wiederverkörperungen loszukommen, sich ihre Vermittlung als einen leichteren Weg erdacht, nachdem sie die Erlösung aus eigener Kraft als zu schwer erkannte. Die östliche Frömmigkeit kann wohl beten: „Es ist doch unser Tun umsonst auch in dem besten Leben", aber sie macht nicht Ernst mit der Erkenntnis: „Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben." Sie kann das nicht, weil sie den lebendigen, persönlichen Gott nicht kennt.

Schließlich ist dem Osten, der den Wert der Persönlichkeit leugnet, das Heilsziel nicht, wie im Christentum, die vollkommene Entfaltung der Persönlichkeit am Ziel der Welt, die ihm bestenfalls etwas zu Überwindendes ist, im Reiche Gottes, sondern Ziel ist ihm die Herausnahme des Einzelnen aus dem ewig weiterrauschenden samsara, die Entpersönlichung – sei es durch Identität mit dem All-einen, durch Immanenz in ihm oder, wie in der Amida-Religion, durch Untergang im Nirvana. Denn auch in der Amida-Religion ist das Paradies des Westens nur eine Vorstufe, allerdings die letzte, für das Nirvana. „Wie komme ich möglichst schnell zum Erlöschen meines Ich?" Das ist die Frage der östlichen Hochfrömmigkeit; die Frage aber, die unser evangelisches Christentum in ewiger Unruhe erhält, lautet: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?"

Daß also dem Osten, der die Rechtfertigung nicht kennt, die bhakti etwas völlig anderes sein muß als das gläubige Vertrauen des gerechtfertigten Sünders auf Gott, daß – auf's Letzte gesehen – das Land, in das sie führt, das grenzenlose Land der Mystik ist, dürfte deutlich geworden sein. Ebenso deutlich aber ist auch, daß dann das Evangelium auch der Welt des Ostens einen ganz neuen, ganz anderen Heilsweg bietet, bei dem es nicht mehr um ein Mehr oder Weniger, sondern nur noch um ein Entweder – Oder geht. „Die bhakti hat alles, was das Neue Testament hat, außer – Jesus Christus, und das heißt: sie hat nichts vom Neuen Testament" (Brunner, a. a. O. S. 15). Darum hat das Christentum auch den Hochreligionen des Ostens gegenüber seinen Missionsauftrag zu erfüllen. Es muß die Hemmungen erkennen und überwinden, die eine negative Wertung von Persönlichkeit und Geschichte und in Verbindung damit ein mangelndes Gottes-, Offenbarungs- und Sündenbewußtsein ihm in den Weg stellen. Dazu bedarf es sachkundiger Mitarbeit der Besten, die es wissen: Ost ist Ost und West ist West, ungeheuer tief auch ist die religiöse Kluft zwischen Ost und West – und dennoch können beide einander begegnen im Bekenntnis zu dem Gott, der „am letzten zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über alles".

Heidelberg Gerhard Rosenkranz

Maria und Martha

Ein fremder Bruder kam zum Abt Silvanus auf den Berg Sinai; und als er sah, daß die Brüder arbeiteten, sagte er zu ihnen: Warum arbeitet ihr um vergängliche Speise? Maria hat doch den besten Teil erwählt. Da sagte der Abt zu seinem Schüler Zacharias: Gib ihm einen Kodex zum Lesen und bring ihn in eine Zelle, in der sonst nichts ist. Zur neunten Stunde aber schaute jener Bruder auf dem Wege hin und her, ob der Abt ihn nicht zum Essen riefe. Als aber die neunte Stunde vorüber war, kam er zum Abt und sagte: Vater, haben denn die Brüder heute nicht gegessen? Ja, sagte der Abt, sie haben gegessen. Da sagte jener: Warum hast du mich denn nicht gerufen? Da antwortete ihm der Abt Silvanus: Du bist ein geistiger Mensch und hast diese Speise nicht nötig. Wir aber als fleischliche Menschen müssen essen; darum arbeiten wir. Du aber hast den besten Teil erwählt; denn du lesest den ganzen Tag und willst keine fleischliche Speise zu dir nehmen. Als der Bruder das hörte, reute es ihn, und er sagte: Verzeihe mir, Vater! Da antwortete ihm Silvanus: Also hat Maria die Marta doch nötig; denn wegen der Marta wird die Maria gelobt.*

Aus altkirchlichen Legenden übersetzt von Romuald Pfeffer.

Deutsche Maler um 1900

Waren Nietzsches Angriffe auf seine Gegenwart völlig gerecht? Werden Zurückblickende nicht noch nach Jahrhunderten die Fülle schöpferischer Kraft bewundern, die sich regte?

Wie lustig war's bei klarem Berliner Sommerwetter ins nasse Dreieck zu gehen, das heißt in den von drei Eisenbahngleisen umgrenzten Ausstellungspark. Da leuchteten die neuen Maler, der Impressionismus trat auf. Viele sagten zwar, das sei alles eben so verrückt wie die naturalistischen Dichter. Aber es war doch et-

* Offenbar weil ihre Fürsorge es Maria ermöglicht, still auf Jesu Wort zu hören.

was Frisches, Gesundes, was da begann: Nicht mehr die Bilder, die im Atelier nach vielen Studien gearbeitet waren, sondern Wolken, Licht, Sonne, Berge, wie sie unmittelbar unter freiem Himmel dem Wandernden, ja, wie sie dem Reisenden vom Zuge aus erscheinen, wie der von Erdteil zu Erdteil eilende moderne Mensch die Erde schaut. Manche ganz neue Schauung, manch tiefes eigenartiges Erleben wurde vermittelt.

Hatte nicht in dieser Weise schon Menzel Dampf, Qualm, Hitze, arbeitende Menschen im Eisenwerk erschaut? Wer hatte uns je vorher den Aufmarsch der Hardegrenadiere vorm Schloß so erleben lassen wie Skarbina? Wer hatte so die Schönheit märkischer Seen und Kiefern entdeckt wie Walter Leistikow?

Wie erlebten diese Maler den Tritt eines Pferdes, die Bewegung der Wellen, der Wolken Zug! Sie haben eine Seele, die die ganze Welt verarbeiten möchte, eben mit jeder Erscheinung; sie selbst und die Welt sind eine Einheit.

Wie reich war das deutsche Volk! Zur selben Zeit, wo die Impressionisten mit Staunen begrüßt wurden, setzte Böcklin sich erst durch. Und ist er nicht doch seelisch mit ihnen verwandt? Auch er lebt mit der Seele in der Natur, aber nicht wie ein moderner Pantheist. Er will gar nicht wie Max Liebermann in jeder Welle, jeder Bewegung eines Menschen, jedem Rauch und Dampf etwas von dem Rhythmus schauen, der darin ist. Böcklin ist wie ein alter Grieche: Die Seele der Welt wird ihm lebendig in lauter Gestalten – Genien, Nymphen, Kobolden. Die Stimmung im Walde ist ein lebendiges Wesen. Die Griechen stellten's in Marmor dar, Böcklin malt es. Und in dieser belebten Natur sind auch Menschen, Räuber, Abenteurer, feierliche Priester. Ein Bild von Böcklin ist eine Geschichte; sie wird mit Gesang vorgetragen; die Melodie des Gesanges geben die Farben.

So die Künstler der Weltfreude, die Wirklichkeitseroberer und die Fabulierer. Neben ihnen wirkten ernst, langsam nachhaltig die großen frommen Maler.

Neunhundert Meter hoch im Schwarzwald lag der Bauernhof, dem Hans Thoma entstammte; zwischen Wiesen, Bächen, Wäldern war seine Heimat. Noch als werdender Künstler empfand er es manchmal mit Wehmut, daß er nicht Waldarbeiter sein durfte mit den Alterskameraden. Er war kein Spezialist, sondern ein Großer. Alles, was seine Heimat war, liebliche Schönheit Süddeutschlands, große weite Stromlandschaft, weite Frühlingswiesen, spielende Kinder, springende Tiere, der junge Knecht, dem, während er den schweren Gaul zur Arbeit führt, erste Liebe im Herzen pocht, – alles gehört seinem Pinsel. Die Farben in heller Landschaft strahlen und leuchten zu lassen, lernte er von den Franzosen –.

Dieser Mann trat vom katholischen zum protestantischen Glauben über, und so auch seine ernste, weise Mutter, die kluge, heitere Bäuerin. Er lernte sein Leben lang und nahm alles hinein in seine ruhige tiefe Seele. Er hat kirchliche Bilder gemalt. Sein Christus ist merkwürdig, stark, derb, gütig. Man merkt, er ist aus bäuerlichem Stamm. Er läßt diesen ganz realistisch empfundenen Menschen wandeln auf dem Kamm der Woge. Man sagt sich: das ist unmöglich. Aber Thoma malt es, als geschehe es. So etwa, wenn er es vermocht hätte, würde ein deutscher Mönch im 10. Jahrhundert Christus gemalt haben. Es gibt von Thoma auch fromme Bilder, die nicht einen biblischen Gegenstand darstellen. Diese Bilder sind fromm erlebt. Wie bei Rembrandt. Da gibt es ein Gemälde: Ein Bauernknabe sagt vor der Großmutter ein Stück aus der Bibel auf. Er möchte wohl lieber frei sein. Aber empfindet dieses jetzt als notwendig. Er sagt die heilige Geschichte auf und tut es gern. Und nun die alte Frau. Für eine Sybille Michelangelos könnte sie Modell gestanden haben. Aber sie ist zum Glück kein symbolisches Wesen, sondern eine deutsche Bauernfrau. Welcher Ernst, wieviel Güte ist in diesen Augen. Der kategorische Imperativ wirkt in diesem Zeigefinger, der die Zeilen der Bibel entlang geht. Und dann leuchtet über dieser Gruppe ein blauvioletter Himmel, Ausklang eines heißen Tages. In diesem Blauviolett mit einem mattweißen Streifen spricht die tiefste Frömmigkeit.

Thoma ging noch im reifen Alter in die Alpen. Da weitete sich seine Seele. Er schaute genau die Felsen und Berggrate, wie sie gebaut und gefaltet sind; er schuf mit seinem Stift die ungeheuren Fernen der Gebirgslandschaft, wenn vor uns die Wolken zergehen und plötzlich die weißen Gipfel und schwarzen Felsgrate dastehen. Und wenn der Tag zu Ende geht und sein Licht schwindet, dann wird jenes Weiß wunderbar bleich, geisterhaft. Wer es nicht selbst erlebt hat, dem kann man es nicht beschreiben. Da bewegt sich in unserer Seele das letzte Geheimnisvolle; es ist nicht Freude, Schrecken, Bewunderung, was da bei uns erwacht, es ist Frömmigkeit. Und das hat Thoma gemalt.

Dies letzte Fromme erlebt auch sein Freund Steinhausen, ein Märker mit sehr kompliziertem Ahnenerbe; ein Einsamer, der erst langsam mit sich selbst fertig werden mußte, ehe er auf Viele wirken konnte. Solche Landschaften wie die Thomas sind auch der Hintergrund seines betenden und predigenden Christus. Dieser Christus ist viel deutscher, lebendiger, als der elegante weiche Christus der Nazarener. Es ist ein Christus, den eine zarte und doch starke Frömmigkeit geschaut hat. Mit dieser Frömmigkeit wurde der Gekreuzigte in der Kapelle zu Wernigerode gemalt. Von diesem Bilde hat Friedrich Naumann geschrieben: „Auf hoher Ebene stand das Kreuz Christi, und einzeln jeder allein, wanderten die Christen an ihm vorüber. Man sah sie aus der Tiefe des Daseins heraufsteigen und auf die Knie niedersinken, wenn sie an den Rand der Ebene kamen und das Kreuz erblickten. Jeder rief: Das ist unsere Hilfe und unser Trost! – Die Armen kamen und sprachen zu dem Gekreuzigten: Du bist unser Bruder, aber so wie du sind wir nicht. Auch wir haben Dornen im Fleisch, aber wir tragen sie anders. Du glaubst an Gott, auch wenn du angenagelt bist! Du hast eine große Seele mitten im Elend, und darum bist du größer als der Jammer! Du hast des Lebens Mühsal ausgekostet bis zum Tode am Kreuz und bist in aller Mühsal ein Gotteskind geblieben! O Jesus, sieh unsere zerbrochenen Seelen, die schlimmer sind als unsere zerbrochenen Hütten und brechenden Leiber, heile unsere Seelen!"

Die Frömmigkeit, die hier Friedrich Naumann zeichnet, war die beste, die damals die Kirche durch ihre Predigt erweckte. Altgläubige und modernere, vom Dogma freiere Predigt waren einander doch verwandt;

es war eine Frömmigkeit, die vom Pietismus herkam, die Einzelseele suchte und stärkte. Doch es mußte noch andere Frömmigkeit geben, und gab es auch; aber wohl zu selten und in zu altertümlichem Gewand, so nach der Art Stöckers in Berlin, Oertzens, Carl Nincks in Hamburg. Es ist das, was den besten Männern der Inneren Mission vorschwebte.

Was hier gemeint ist, malt der Balte Eduard von Gebhard. Wenn er Jesus unter die Deutschen des 16. Jahrhunderts treten läßt, da will er den Messias zeigen, der unter sein Volk tritt; der Heiland eines ganzen Volkes, so wie ihn die Kirche des 16.–18. Jahrhunderts predigte und auch Glauben fand. Es war recht, daß Gebhard auch Kirchen ausschmückte; zu Loccum in Hannover und die Friedenskirche in Düsseldorf. Diese ist als Bau ein bescheidenes Kunstwerk, Neugotik des 19. Jahrhunderts. Aber darin hat nun Gebhard alle Wände gemalt; eine große Weihnachtsstube, so warm, bunt und schön! Da führt Moses das Volk durch den Wald, da ruft es Johannes der Täufer zur Buße, da hört es Jesu Predigt. Das Volk, irrend, bebend und büßend, eine Einheit, und doch jeder hat seine eigene Art und Empfindung, wie er Jesus erlebt! So hatte Gebhard auch in Loccum die Bergpredigt gemalt. Er hat etwas, was über Steinhausen hinausgeht, das Dramatische. Eine Fülle von Personen drängt sich. Sie erleben etwas Gewaltiges. Wie da die Seele anfängt zu staunen, zu zittern! Manchmal bleibt da der nordische Mensch körperlich ganz unbewegt. Manchmal aber auch fährt er zusammen; seine Haltung muß im nächsten Augenblick sich verändert haben. Auch das, die lockendste Aufgabe für die rechten Künstler, malt Gebhard, von seinem kirchlichen Glauben aus. Freilich, den entkirchlichten Massen in allen Ständen mußte es fremdartig bleiben.

Hier lag eine große neue Aufgabe. Sie empfand Fritz von Uhde, geboren im Lande der klugen Sachsen, 1870 im Krieg Kürassieroffizier, erst in Mannesjahren Maler geworden. Durch die Franzosen und Max Liebermann wurde er Impressionist. Das heißt: ein Bild nicht im Lichte des Ateliers gesehn, sondern draußen, in der freien Luft des Tages. In solchem Licht der Wirklichkeit, mitten unter den Leuten unserer Tage läßt Uhde Jesus auftreten. Dieser Jesus, den Uhde zeichnet, könnte nun freilich nie so in Wirklichkeit sein; er ist auch gar nicht etwa Quint der Narr, den Hauptmann ohne rechtes Bibelverständnis einmal als pathologische Romanfigur gezeichnet hat. Uhdes Heiland ist göttlich und menschlich zugleich; er ist eine gemalte Idee. Er bedeutet den Befehl, den Jesus von Nazareth über die Jahrtausende hinweg an uns richtet: Gehet hin zu den Armen und Geringen, gehet hin zu denen, die des Lebens schwere Lasten tragen, und bringt ihnen die Botschaft von Gott, dem Vater! Uhde vermag noch mehr: Abrahams Dankgebet, wie er den wiedergegebenen Isaak in seine Arme schließt. So wird Gnade erlebt, Lösung aus der Erstarrung, grenzenlose Dankbarkeit im Gesicht dieses Greises.

Uhde liebt wie Rembrandt die Szene der Jünger von Emmaus. Einfache bescheidene Menschen, die aber sich sorgen um ihre Menschenkameradschaft, ihres Volkes dunkles Schicksal! Ihnen wird plötzlich der Glaube an die höhere, ganz andere Welt geschenkt.

Uhde malt auch den Alltag, spielende Kinder, das Volk auf der Straße: „Der Leierkastenmann kommt"! Dann aber sieht er das Volk mit den Augen, mit denen es Jesus gesehen hat.

So waren diese Maler Prediger. Gläubige und Ungläubige haben nur langsam ihre Botschaft verstanden.

Das war unser großer Fehler nach 1870. Wir liebten das Räsonieren, waren zufrieden darin, recht unzufrieden zu sein. Zugleich rühmten wir uns unserer Kraft und unserer großen Erfolge und merkten nicht, daß wir uns damit in Europa unbeliebt machten. Hinterher wunderten wir uns darüber. Und das Beste, was uns heilen konnte, kannten wir zu wenig.

Ein Maler, der unser Volk mit Jesusaugen sah und lieb hatte, war auch der Schwabe Theodor Schütz. Er war noch in voller Wirksamkeit, als die Berliner Naturalisten ihre Dramen und Romane schrieben. Dies andere Deutschland, das Schütz malte, war doch auch noch da, diese Dörfer, dieses arbeitende, ringende, lachende, betende Volk inmitten seines wunderschönen Vaterlandes. Auch Schütz' Malerei ist fromm. Eine dankbare Frömmigkeit ist es, keine pathetisch fordernde wie die Uhdes. Dankbarkeit, Demut, Freudigkeit – auch das war eine Predigt, die wir recht gut brauchen konnten.

Bergedorf bei Hamburg Walther Classen

Urkunden

Kundgebung zur kirchlichen Lage

(Vorläufige Leitsätze)

1. Das letzte Ziel bewußter evangelischer Kirchenbildung im heutigen Deutschland muß die einige deutsche evangelische Kirche sein. Wir können in einem bloßen Bund konfessionell getrennter lutherischer, reformierter und unierter Kirchen nur etwas Vorläufiges sehen. Unsere Hoffnung ist, daß sich die Sonderkirchen früher oder später zur kirchlichen Einheit auf der Grundlage des gemeinsamen evangelischen Glaubens zusammenfinden; und weil wir überzeugt sind, daß diese Entwicklung um der Kirche selber willen kommen muß, wollen wir unermüdlich um das rechte Verständnis dafür werben. Daß innerhalb dieser einen evangelischen Kirche Raum bleiben muß für die freie Entfaltung der geschichtlichen und stammesmäßigen Eigenart der einzelnen Kirchengebiete, ist uns eine Selbstverständlichkeit.

2. Unverrückbare Grundlage dieser einen evangelischen Kirche ist der Glaube an Jesus Christus, unsern Herrn und Heiland, wie er in der Heiligen Schrift verkündigt und wesentlich übereinstimmend in den Bekenntnissen der evangelischen Kirchen bezeugt ist.

3. Unsere eine evangelische Kirche muß eine Volkskirche sein, die das reformatorische Erbe nach seiner gottgewollten deutschen Art pflegt und an der inneren Erneuerung unseres völkischen Lebens aus christlicher Gewissenhaftigkeit und mit allen ihr anvertrauten Gaben und Kräften arbeitet.

4. Wir wissen und anerkennen, daß auf den Einzelnen gesehen, das evangelische Christentum nichts Uniformes ist und sein kann. Wir empfinden die Mannigfaltigkeit seiner Ausprägungen bei gleichbleibender Grundhaltung nicht als einen Mangel, sondern als den Reichtum unserer Kirche und als Beweis für die Lebendigkeit ihres Glaubens. Es müssen deshalb innerhalb der evangelischen Kirche verschiedene Frömmigkeitstypen Raum haben. Wenn sich alle als Brüder anerkennen, die in Christus das Heil ihrer Seele sehen, kann die Verschiedenheit der Ausdrucksformen evangelischen Glaubens den Rahmen unserer Kirche nicht sprengen.

Aus der bereits großen Zahl der Unterzeichner, zu denen auch viele Nichttheologen gehören, seien genannt Sup. D. Schowalter, Berlin, Dekan D. Kleinmann, Landau, Dr. Hanna von Pestolozza, Berlin, Prälat D. Schoell, Stuttgart, Reichsgerichtspräsident i. R. D. Simons, Berlin, Schriftleiter Streiter, Berlin, Prof. Titius, Berlin, Prof. Tögel, Löbau.

Zeitgemäße Theologie

Es ist im allgemeinen nicht empfehlenswert, sich mit der Kritik eines Buches, das man selbst geschrieben hat, zu befassen und die seinerseits wieder zu kritisieren und zu bekämpfen. Man tut meist am besten, eine verständnislose Kritik auf sich beruhen zu lassen. Wenn ich heute anders verfahre, so hat es einen besonderen Grund. Es kommt mir nicht darauf an, den Kritiker zu beehren; es ist mir auch unwichtig, ob er überhaupt meine folgenden Darlegungen liest. Ich benutze eine befremdliche Kritik nur als willkommenen Anlaß, um etwas, wie ich hoffe allgemein Wertvolles, an einem konkreten Beispiel deutlich zu machen. Jene Kritik nämlich ist ein lehrreicher Typus für eine verhängnisvolle, an der Wirklichkeit und ihren Aufgaben vorbeigehende Bewegung in der heutigen Theologie. Dieser Bewegung gegenüber das Christentum in unsere Zeit und ihre Aufgaben hineinzustellen, halte ich für das dringendste Anliegen einer wahrhaft zeitgemäßen christlichen Theologie. Und nun zur Sache.

1. „Neutestamentliche Forschungsergebnisse"

In der Theologischen Rundschau, Neue Folge, 1935, Heft 6 bespricht Günther Jacob unter der gezierten Überschrift (deren genauer Sinn den meisten Lesern dunkel bleiben wird) „Kreuz und Reich" eine große Zahl von Schriften, die sich auf den religiösen Kampf der Gegenwart beziehen. 1. Gruppe: „Die grundsätzliche Verwerfung des Christentums unter der Voraussetzung des Innerhalb" (gemeint anscheinend: die Religion innerhalb der Grenzen der deutschen Artgemäßheit); 2. Gruppe: „Die ‚artgemäße' Umprägung der christlichen Verkündigung unter der Voraussetzung des Innerhalb." In diese zweite Gruppe, mit der also offenbar Schriften von der Haltung der „Deutschen Christen" gemeint sind, wird auch mein Büchlein „Freies deutsches Christentum" (L. Klotz, Gotha 1933, erweiterter Sonderdruck aus der „Christlichen Welt" 1933, Heft 19–24) hineingestellt und folgendermaßen besprochen:

Mit besonderer Deutlichkeit tritt die Außerachtlassung neutestamentlicher Forschungsergebnisse im naiven Rückgang auf alte Positionen bei Hermann Schuster, „Freies deutsches Christentum", hervor. Typisch ist die Ablehnung des „Theologen" Paulus, dessen „fremdartige, rabbinisch-juristische Gedanken" (S. 26) nach dem früher üblichen Schema in Gegensatz gestellt werden zu der Botschaft Jesu, zu einem Christentum ohne Bindung an Christus (S. 28). Typisch ist auch die Ausscheidung aller nicht vernünftig einzuordnenden Bestandteile neutestamentlicher Botschaft als „Jüdisches im Christentum", so die Ausklammerung der „jüdischen Messiasidee" und die Entfernung der ganzen urchristlichen Eschatologie (S. 45)! Hier werden von einem Frömmigkeitsbild, das an Mystik und Idealismus ausgerichtet ist, alle fremdartigen Elemente als zeitgeschichtliche Reste aus einem „deutschen Christentum" ausgegliedert.

Außerachtlassung neutestamentlicher Forschungsergebnisse – als ob man diese „Forschungsergebnisse" mit so zweifelloser Sicherheit feststellen könnte, und als ob Jemand, der modernste, modische Behauptungen außer acht läßt, damit schon „im naiven Rückgang auf alte Positionen" ertappt würde! Als Adolf Harnack sein Buch über Lukas den Arzt in der Theologischen Literaturzeitung ankündigte (1906, Nr. 14), in dem er meinte, nachgewiesen zu haben, daß Lukas der Arzt, der Reisebegleiter des Paulus, der Verfasser der Apostelgeschichte und des 3. Evangeliums sei, hat der Herausgeber der Literaturzeitung, Emil Schürer, sogleich eine sorgfältig begründete, sehr kräftige Verwahrung gegen diese geistreiche Hypothese hinzugefügt. Und soweit meine Kenntnis der neutestamentlichen Wissenschaft reicht, gibt es noch heute eine große Zahl neutestamentlicher Fachgelehrter, die Harnacks Forschungsergebnis „außer acht lassen". Andererseits freilich wird uns heute im Tone höchster Selbstgewißheit vorgetragen, die Zweiquellentheorie der Synoptiker (Markus und Redequelle als Hauptgrundlagen für Matthäus und Lukas) sei erledigt (genau so wie die Quellenscheidung im Pentateuch erledigt sein soll); ebenso werden heute von Manchen mit der gleichen Selbstgewißheit alle dem Paulus zugeschriebenen Briefe einschließlich der Pastoralbriefe uneingeschränkt als echt betrachtet und verwertet. Es fehlt nur noch die paulinische Abfassung des Hebräerbriefes. Natürlich werden von Anderen auch diese Forschungsergebnisse stillschweigend „außer acht gelassen".

2. Die Bewertung des Theologen Paulus

Sehr viel ernsthafter als die Erörterung dieser Echtheitsprobleme ist die Frage nach der Bewertung des Theologen Paulus. Nun habe ich freilich nicht den Theologen Paulus und seine „fremdartigen rabbinisch-juristischen Gedanken" summarisch abgelehnt. Ich habe mit Bedacht geschrieben: „Manches von dem, was Paulus in seinen Briefen über Christus und seinen Kreuzestod schreibt, mutet uns fremdartig an." Und an anderer Stelle: „Das kühne und großartige Bild (von der Taufe als einem mit Christus Sterben und Auferstehen), das ihm höchste Wirklichkeit war, ist allerdings in Röm. 6 und 7 durch fremdartige rabbinisch-juristische Gedanken verdunkelt. Seine erschütternde und beseligende Kraft sollten wir aber trotzdem verspüren." Daß an der Theologie des Paulus uns Heutigen manches fremdartig ist, und daß dies Fremdartige (zum größten Teil, aber nicht alles!) aus der rabbinisch-juristischen Schulung herstammt, ist eine Tatsache, an der die meisten Bibelleser nicht vorüberkommen werden.

Paulus schreibt 1. Kor. 9, 9 zum Beweise seiner Behauptung, daß der Missionar das Recht habe, von der Missionsgemeinde den leiblichen Unterhalt zu erwarten: „Im Gesetz Moses steht geschrieben: ‚Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden'; kümmert sich Gott etwa um die Ochsen? Sagt er das nicht überall um unsertwillen?" Paulus bezieht also diese alttestamentliche Bibelstelle, die selbstverständlich die Ochsen meint und nichts anderes, „denn der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs" (Spr. 12, 10), in allegorischer Auslegung auf die christlichen Missionare. Sollen wir das als Theologen des 20. Jahrhunderts mitmachen? Sollen wir nicht sagen dürfen, diese Auslegung mute uns fremdartig an? Sie sei ein Rest der rabbinischen Schulung (auch wenn vielleicht diese allegorische Methode von den Stoikern her ins Spätjudentum eingedrungen ist)! Paulus schreibt Galater 3, 16: „Die Verheißung ist dem Abraham und seinem Samen zugesagt" und betont dabei den Singular (seinem Samen), um daraus zu folgern, daß die Stelle sich auf eine Person, auf Christus, beziehe, während der Singular selbstverständlich als Kollektivbegriff (die Nachkommenschaft) gemeint ist und an den Messias, geschweige an den christlichen Heiland Jesus von Nazareth ursprünglich nicht entfernt gedacht ist. In demselben Galaterbrief, Kap. 4, werden in einer sehr komplizierten allegorischen Auslegung, deren genauer Sinn bis zum heutigen Tage, vielleicht infolge einer Textverderbnis, dunkel ist, die beiden Frauen Abrahams, Hagar und Sarah, als zwei Testamente, d. h. als zwei Zeugnisse, auf Judentum und Christentum verwertet; und diese allegorische Auslegung ist nicht als erläuterndes Gleichnis, sondern als bindender Beweis gemeint!

Sollen wir das und sehr viel anderes aus der Theologie des Paulus wirklich heute noch als eine uns bin-

dende Offenbarung betrachten und verkündigen? Will man uns wirklich verwehren, zwischen dem Theologen Paulus und dem Apostel und Jesusjünger zu unterscheiden? Ich habe in diesen Tagen im zweiten Bande von Thiels Lutherbiographie die Kapitel über den großen Sakramentsstreit gelesen (man vergleiche auch Thiels besondere Schrift „Der große Krieg ums Abendmahl") und bin, wie wahrscheinlich jeder empfängliche Leser, erschüttert von dieser furchtbaren Tragödie. Worin besteht denn das Tragische dieses jahrelangen erbitterten Kampfes? Doch offenbar darin, daß es dem Reformator nicht gelang, schlicht und überzeugend das auszusprechen, was ihm das eigentliche Glaubensanliegen am Abendmahl war und worin er gegen Zwingli unbedingt Recht hatte: daß nämlich im Abendmahl nicht der selbstsichere Mensch vor Gott tritt, um mit heiterer Gelassenheit seine Zugehörigkeit zu Gott zu bezeugen, sondern daß hier ein demütig suchender, im tiefsten beunruhigter Glaube zu Gott kommt, um sich von ihm bezeugen zu lassen, daß der allmächtige und heilige, furchtbare und schreckliche Gott ihm ein gnädiger und barmherziger Vater sein wolle. Und warum ist es Luther nicht geglückt, diese trostreiche Wahrheit verständlich und überzeugend auszusprechen? Doch offenbar deshalb, weil der Prophet sich in die Rüstung des Theologen steckte, weil er nicht loskam von den angelernten Formeln und Begriffen der spätscholastischen Theologie.

Es ist derselbe Vorgang bei Luther wie bei Paulus: Beide waren sie dazu berufen, ihren Zeitgenossen Erlösung zu bringen, waren deshalb dazu vorbereitet und berufen, weil sie das System, aus dessen Maschen sie die Menschen erlösen sollten, von Grund aus kennengelernt hatten, Paulus das des jüdischen Rabbinismus, Luther das der spätmittelalterlichen Scholastik. Dies Erlösungswerk konnte nur vollbringen, wer in dem Kerker selbst gesteckt und an seinen Eisenstäben sich die Hände blutig gerungen hatte: also nicht die Fischer vom galiläischen Meere, sondern der Theologe Paulus; nicht der Humanist und Erasmusjünger Zwingli, sondern der Theologe Luther. Paulus und Luther sind nicht umsonst Theologen gewesen, sie haben damit stellvertretendes Leiden durchgemacht. Aber die Tragik ihres Lebenswerkes besteht darin, daß sie noch die Reste der durchgefeilten Ketten mittrugen. Sollen wir deshalb diese Ketten für die Hauptsache halten? Sollen wir nicht das Recht, nein die Pflicht haben, den Apostel und Propheten zu ehren und zu verkündigen, statt des Theologen, den sie in sich selber überwunden hatten?

Es scheint doch ein Gesetz zu sein, das Gott der Geschichte eingestiftet hat, daß die großen Zeugen, die an der Scheide der Zeiten stehen, noch die Reste der alten Zeit an sich tragen, wie ein Warnungszeichen für die Nachkommenden, nicht zu vergessen, wovon sie durch das stellvertretende Leiden dieser Gottesmänner erlöst sind. (Dasselbe gilt auf anderm Gebiete für Kant, der mit den deutlich spürbaren Denkformen der Aufklärung die Enge und Beschränktheit der Aufklärung überwand.) Es scheint aber auch ein Gesetz zu sein, das der Teufel der Geschichte eingestiftet hat, daß die Epigonen die Reste und Schlacken als heilige Reliquien verehren und die Hauptsache wieder vergessen.

Es ist heute Mode geworden, diejenigen zu schelten und als schlechte Christen zu verurteilen, die es wagen, zwischen Theologie und Glaube zu unterscheiden, wo sie nämlich auf schlechte, nicht aus dem christlichen Glauben geborene Theologie stoßen. Diese Methode des Alles oder Nichts macht den Eindruck charaktervoller, heroischer Größe. Dem gegenüber erscheint die ehrliche Bemühung um Kritik, d. h. um Sonderung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, leicht als anmaßend oder auch als aussichtslos. Als anmaßend, weil man meint, die Ehrfurcht vor dem großen Gottesmann gebiete rückhaltlosen Gehorsam gegen den Buchstaben aller seiner Worte; als aussichtslos, weil in der Tat oft Glaube und Theologie, bleibender Gehalt und vergängliche Form, so fest miteinander verbunden sind, daß man sie nicht mechanisch sondern kann. Gegen dies bequeme Verdammungsurteil steht nichts als der Glaube, daß man den Meister ehre, wenn man nicht auf den Buchstaben schwört, und daß Gehalt und Form zu unterscheiden sind, auch wenn man sie nicht äußerlich scheiden kann.

Der Theologe Paulus ist, wie wir oben gesehen haben, stark bestimmt durch Erinnerung an die Methoden rabbinischer Theologie. Er ist aber unverkennbar auch beeinflußt durch Vorstellungen der hellenistischen Sakramentsmystik.

Wir lesen im 1. Korintherbrief: „Wer unwürdig ist und trinkt (vom Abendmahl), der ist und trinkt sich selber zum Gericht, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet (vom gewöhnlichen Brot); darum sind auch viele Kranke und Schwache unter Euch, und ein gut Teil sind entschlafen" (11, 29 f.). Also der unwürdige Genuß hat wie eine vergiftete Speise gewirkt. Wir lesen in demselben Brief (15, 29) die uns außerordentlich befremdende Tatsache, daß der Apostel sich auf einen Brauch der korinthischen Gemeinde beruft, den wir nur als heidnischen Aberglauben bezeichnen können, daß nämlich Gemeindeglieder sich zu Gunsten von ungetauft Verstorbenen taufen ließen, offenbar, um ihnen den Segen der Taufe zuzuwenden. Man hat früher nicht glauben wollen, daß dieser Brauch in Korinth sich gefunden und gar, daß der Apostel sich darauf berufen habe, und hat deshalb übersetzt, als ob da stünde: „Was tun sonst jene, die sich über den Toten (d. h. über den Gräbern der Toten) taufen lassen?" (Statt „für die Toten".) Man hat gemeint, diese Taufe über den Gräbern sollte ein deutlicher Hinweis sein auf die Auferstehung von den Toten in Kraft der christlichen Taufe. Man hat diesen Ausweg jetzt aufgegeben und läßt den Text bedeuten, was er sagt. Er sagt natürlich nicht, daß Paulus diesen magischen Brauch geübt oder auch nur ausdrücklich gutgeheißen habe; aber P. läßt ihn doch insofern wenigstens gelten, daß er sich im Kampf für den Glauben an die Auferstehung auf ihn beruft, ohne ihn grundsätzlich zu verurteilen oder einzuschränken. Wer eine deutliche Vorstellung hat von dieser doppelten Berührung des Apostels mit rabbinischer Theologie und hellenistischer Sakramentsmagie, dem drängt sich doch wirklich immer wieder die Frage auf, ob es nicht ein Christentum gibt als Botschaft Jesu, unabhängig von dieser ganzen Theologie und auch Christologie.

3. Das Frömmigkeitsbild der Mystik und des Idealismus

Ich habe elf Jahre lang (in meiner Zeit als Abgeordneter), mit Wilhelm Raabe zu reden, im Säkulum gelebt, d. h. im ständigen Verkehr mit Menschen aus allen möglichen Berufen und Volksschichten, und meine deshalb, besser als die meisten Theologen beurteilen zu können, wie jenen zumute ist und was ihnen frommt, ob die unverkürzte, mit allem Ballast der Zeit beschwerte, paulinische Theologie oder die Botschaft Jesu nach den Evangelien. Günther Jacob hat meine Schrift freilich völlig mißverstanden, wenn er hier ein Frömmigkeitsbild findet, das an Mystik und Idealismus ausgerichtet ist. Ich habe vielmehr die echte, d. h.

die neuplatonische Mystik ausdrücklich abgelehnt und habe als maßgeblich für mich hervorgehoben das Frömmigkeitsbild des 2. Korintherbriefes und Luthers Theologie des Kreuzes; den Idealismus, soweit er diese Richtung verfolgt.

Am deutlichsten kann ich es vielleicht folgendermaßen beschreiben. Man lese bitte den 1. Artikel aus Melanchthons Augsburger Konfession. Er enthält die überlieferte kirchliche, trinitarische Gotteslehre, sowie die Aufzählung und Verwerfung aller Ketzereien: Manichäer, Valentinianer usw. Man frage sich dann, ob diese gelehrte Theologie mit dem eigentlichen Anliegen der Reformation, mit dem Glauben an die Rechtfertigung aus Gnaden allein auch nur das Allergeringste zu tun hat, d. h. ob Jemand durch die gehorsame Annahme dieser Theologie wie überhaupt der altkirchlichen Bekenntnisse, insbesondere des Athanasianums, auf das reformatorische Verständnis des Glaubens hingeführt, oder ob er nicht vielmehr daran vorbeigeführt wird? Wir können die Frage auch so formulieren: Ist das ganze griechische Dogma, die Lehre von der Trinität und von den zwei Naturen Christi, eine unerläßliche Voraussetzung für das Verständnis des reformatorischen Glaubens an die Gnade Gottes, die den Sünder rechtfertigt und neugebiert, oder ist es für uns eine Barrikade, die uns den Weg zum Luthergluben versperrt? Ist es Zufall, daß in Luthers Kleinem Katechismus, den er selbst wiederholt als die Summe der Bibel bezeichnet hat, das Wort Dreieinigkeit ebensowenig vorkommt wie die Zweinaturenlehre?

Günter Jacob meint, typisch sei für mein Büchlein die Ausscheidung aller nicht vernünftig einzuordnenden Bestandteile neutestamentlicher Botschaft als Jüdisches im Christentum. Er hat nicht begriffen, daß es mir und denen, die ähnlich empfinden, gar nicht um die Vernunft geht, um eine von der Vernunft geleitete Reinigung der Lehre, daß wir vielmehr gegen den griechischen Intellektualismus, wie er im alten Dogma utage tritt, grundsätzlich protestieren. Denn dies Dogma will mit den Formeln spätgriechischer Philosophie begreifen und ergründen, was über alle Begriffe erhaben ist und ehrfürchtige Anbetung fordert. Den besonderen Unwillen des Kritikers erweckt die Ausklammerung der jüdischen Messiasidee und die Entfernung der ganzen urchristlichen Eschatologie.

3. Jüdische Messiasidee und urchristliche Eschatologie

Die jüdische Messiasidee ist nicht von mir ausgeklammert, sondern schon von den Schriftstellern des Neuen Testaments. Bei Paulus ist das Wort Christus, die griechische Übersetzung für das aramäische Wort Messias (d. h. Gesalbter), schon zu einem Bestandteil des Eigennamens geworden und nicht mehr als Titel oder Würdebezeichnung empfunden. An ihre Stelle tritt vielmehr der hellenistische Ausdruck Kyrios, der Herr. Wenn Paulus beschreiben will, was ein Jünger Jesu von Jesus bekennt, so lautet die Antwort klar und deutlich: „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen außer durch den heiligen Geist" (1. Kor. 12, 3). Der Verfasser des vierten Evangeliums gebraucht freilich an wenigen Stellen noch das Wort Messias; aber für ihn, der sein Evangelium mit dem Satz beginnt: „Im Anfang war das Wort", liegt die jüdische Messiasidee in versunkener Tiefe. In unserer deutschen christlichen Kirche hat man den Herrn unseres Glaubens gern als den Krist bezeichnet, aber dabei wahrlich nicht an den jüdischen Messias, sondern an den Sohn des himmlischen Vaters gedacht.

Auch die urchristliche Eschatologie ist nicht von mir, sondern von der Kirchengeschichte ausgeklammert. Auch das beginnt schon sehr früh, wieder schon beim Apostel Paulus. In den Briefen nach Thessalonich und im 1. Briefe nach Korinth steht diese Eschatologie noch stark im Vordergrunde; Paulus erwartet, daß zu seinen Lebzeiten unter großen Weltkatastrophen der Herr Christus vom Himmel auf die Erde herunterkommen, die Toten auferwecken, die Lebenden wunderbar verwandeln und alle in sein ewiges Gottesreich sammeln werde. Im Brief an die Philipper heißt es schlicht und einfach (1, 21 ff.): „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein, denn Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn" (ähnlich auch schon 2. Kor. 5, 6–8). Deutlich ist auch im Johannesevangelium der Prozeß der inneren Überwindung dieser urchristlichen Eschatologie. Wiederholt finden sich Ausdrücke wie der folgende (5, 25): „Es kommt die Stunde, und sie ist schon da, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören, die werden leben." Oder die berühmte Stelle (11, 25): „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben." Die Kirchengeschichte hat über die urchristliche Eschatologie ein unmißverständliches Wort gesprochen. Die Kirche Jesu Christi ist durch das Ausbleiben dieser phantastischen, sinnlichen Erwartung in keiner Weise ernsthaft erschüttert worden. Die Kirche war eben aus diesen alten Kleidern schon herausgewachsen. Diejenigen aber, die es für nötig hielten, diese urchristliche Eschatologie künstlich zu erneuern, die Montanisten in der alten Kirche, die Wiedertäufer in der Reformationszeit (Augsburger Konfession Art. 17 Ende: „Hier werden verworfen etliche jüdische Lehren, die sich jetzt ereignen"), sowie die Adventisten in unsern Tagen, sind mit Recht zur Sekte geworden! Ein Eschaton, eine allerletzte Hoffnung, werden wir freilich mit ganzem Herzen glauben; denn Luther lehrt es, und das gegenwärtige Geschehen bestätigt es uns, daß die Welt „Welt" bleibt und wir unsere Hoffnung lieber auf den „lieben Jüngsten Tag" setzen sollen als auf ein Paradies der Erde. Aber die urchristliche Eschatologie ist und bleibt versunken.

Albert Schweitzer in seinem gelehrten und scharfsinnigen Buch über die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung vertritt für die Deutung der Predigt Jesu, seinen Vorgänger Johannes Weiß (bei dem ich als Student gelernt habe) noch überbietend, den Standpunkt einer radikalen Eschatologie und kritisiert von da aus die ganze Forschung, mit dem Ergebnis, daß nichts als der Kritiker überbleibt. Dabei vermerkt er gelegentlich, daß die beiden großen Erforscher und Kenner des Judentums, Emil Schürer und Julius Wellhausen, die Predigt Jesu wesentlich als unjüdisch und überjüdisch empfunden und geschildert haben und deshalb sowohl die Messiasidee wie vor allem die Eschatologie zurückgestellt haben. Sollte das nicht zu denken geben, wenn gerade die besten Kenner des Judentums das Überjüdische so stark hervorheben? Sollte es nicht deshalb geschehen sein, weil sie dies Überjüdische als das We-

sentliche erkannt hatten? Und wenn, wie wir sahen, dies Urteil durch die Kirchengeschichte bestätigt wird, sollte es dann nicht Historismus sein, statt großer Geschichtsschau, das jüdische Vorstellungskleid so stark zu betonen, wie es die religionsgeschichtliche Schule und über sie hinausgehend Schweitzer getan hat?

Wer freilich meint, sich für seine dogmatische Einschätzung der urchristlichen Eschatologie (mitsamt der Messiasidee) auf Schweitzer berufen zu können, weil dieser das böse „liberale" Jesusbild zerstört habe, der hat ihn entweder nicht gelesen oder nicht verstanden. Denn Schweitzer betont die radikale Eschatologie nur deshalb so scharf, um ganz deutlich zu machen, daß uns die jüdische „Metaphysik" der Verkündigung Jesu in keiner Weise mehr binden dürfe. Uns trifft und bindet nach Schweitzer nur eins: der auf die Überwindung alles Bösen gerichtete, leidenschaftliche, heilige Wille des Mannes von Nazareth. Der soll unsern Willen zum Kampf gegen alles Böse entzünden, daß wir radikale Aktivisten werden für die Aufrichtung der Gottesherrschaft auf Erden. In diesem Sinne ist Schweitzer, allen Ruhm von Kunst und Wissenschaft verachtend, als ärztlicher Missionar ins dunkelste Afrika gegangen, um ein Beispiel zu geben für den heiligen Willen, der das Übel und das Böse mit Einsatz des Lebens bekämpft. Aber für eine heutige Glaubenslehre Schweitzer zum Zeugen der urchristlichen Eschatologie oder auch der griechischen Theologie anrufen zu wollen, wäre ein groteskes Mißverständnis.

Worauf geht mein letztes Anliegen? Sollte es in der Schrift vom „Freien Deutschen Christentum" noch nicht deutlich genug gesagt sein, so vielleicht deutlicher in den späteren Schriften „Der Prophet der Deutschen" (Luthers Art und Glaube) und „Der Protestant und seine Kirche"[1]. In der ersteren habe ich zu zeigen versucht, daß Luthers 95 Thesen, wenn schon der historische Anlaß des Ablasses für uns gegenstandslos geworden ist, noch in höchstem Maße gegenwartsnah und entscheidend bedeutsam sind, weil sie die Lehre von der Buße verkündigen, die für Luther wie für Jesus Ausgang und Fundament seiner Predigt war. Und diese Predigt von der Buße ist die zeitgemäßeste, die man sich überhaupt denken kann; denn nie stand eine Zeit und ein Volk so sehr in Gefahr, sie zu verachten und zu überhören, wie das deutsche Volk in der Gegenwart – es sei denn das jüdische Volk zur Zeit Jesu! In der Schrift „Der Protestant und seine Kirche" habe ich versucht, klar zu machen, daß der Protestantismus nur leben kann vom Rückgang auf seine grundlegenden Kräfte. Das ist aber nicht das griechische Dogma und nicht das jüdische Weltbild der Bibel, sondern das ist die Lehre von Buße und Gnade. Die deutsche Theologie heute hat die Aufgabe, diese reformatorische Lehre von Buße und Gnade unbekümmert um alle völkischen Ideologien der Gegenwart, unbekümmert aber auch um allen dogmengeschichtlichen Historismus und allen buchstabengläubigen Biblizismus, so rein und klar, so eindringlich und schneidend herauszuarbeiten, wie es nur irgend möglich ist. Es soll Niemand sich hinter dem Vorwand einer abzulehnenden veralteten Metaphysik verstecken können; es soll Jeder in eindeutig klare Entscheidung gestellt werden. Wenn man das dann als „artgemäße" Umprägung des Christentums bezeichnen will, soll es mir gleich sein; Name ist Schall und Rauch. Ich meine zu wissen, daß unsere heutige deutsche Art nichts nötiger hat als diese unüberhörbare Predigt von Buße und Gnade.

Hannover-Kleefeld Hermann Schuster

[1] Vgl. CW 1936, Sp. 379.

Michelangelos Sündengefühl

Man weist nicht gern darauf hin, daß die großen Männer der italienischen Renaissance im Grunde nordischen Geschlechtes gewesen seien. Jedenfalls sind viele Tropfen germanischen Blutes im italienischen versprengt. Es ist nicht ohne Interesse, wie sich die großen Individualisten einer südlichen Epoche zum christlichen Sündenbewußtsein stellten, das man heute gern als nordischem Wesen widerstreitend ansieht. Ich greife Michelangelo heraus. Wir haben eine vortreffliche Arbeit von H. W. Beyer über die Religion Michelangelos („Arbeiten zur Kirchengeschichte" von Holl und Lietzmann, 1926). Es ist hier wohl alle bezügliche Literatur sorgfältig verwertet; die Betrachtung des Künstlers als Schöpfer, Mensch, Dichter, Geist und Ringer um die Frömmigkeit ist tief eindringend. Es ist eine genaue Analyse. Und doch ist mir in allem zu viel Konstruktion. Es schimmert das Schema der dialektischen Theologie hindurch. Ich wenigstens werde niemals dem Satze zustimmen können.

„Michelangelo hat erkannt, daß alles das" (sein Versuch, in Eros und Schaffenskraft, in Vollendung des Irdischen und mit dem Blick auf das Himmlische nach Würde und Ruhm zu streben) „nicht den Sinn des Menschentums ausmacht, sondern daß dem Menschen seine Eigenart, seine höchsten Gaben, wenn er sie ernsthaft nach seinen eigenen Gesetzen braucht, dazu gegeben sind, die ganze Nichtigkeit alles Menschlichen zu erkennen, um zu erfahren, daß Gott allein dem Menschen Gesetz und Kraft seines Lebens geben muß, wenn anders es sich um Leben und nicht um ein Wandern zum Tode handeln soll."

Also hat jede Gabe und Begabung nur eine negative Bedeutung, in der Bemühung um sie und in ihr zu erkennen, daß wir nichts sind. Das ist der absolute Pessimismus, mit dem die dialektische Theologie alles Irdische, auch jede Schaffensmacht betrachtet. Das Gesetz ist nur dazu da, die Sünde zu erkennen? Höchste Begabung nur dazu, die Einsicht eigener Ohnmacht zu erlangen? Es ist sicher, daß Michelangelo sich daran verzehrte, die Vollkommenheit zu erreichen, die ihm dennoch vor seinem klaren Bewußtsein versagt blieb. Aber bewußt war er sich dabei dennoch seiner absoluten Überlegenheit über die gesamte Künstlerschaft seiner Zeit, die doch auch schon einzigartig war. „Was an ihm wertvoll ist, hat Raffael allein von mir." Und warum hieb und bohrte der Meister noch am letzten Tage seines neunzigjährigen Lebens in den Stein, der ihn tyrannisch quälte, und dem er doch Gebieter wurde? Ebenso stimme ich dem Satze nicht zu: „Gott hat Michelangelo an das Kunstwerk gestellt, in dem der grundsätzliche Widerspruch zwischen Kunst und Religion, zwischen dem Schöpferischen im Menschen und dem Schöpfer, der alles in allem wirkt, in seiner letzten Tiefe zum Ausdruck kommen mußte." Sicher sind Kunst und Religion verschiedene Welten (die dennoch einander brauchen, – jeder Prophet war auch Künstler; jedes

Wort Jesu und jedes Gleichnis ist ein Kunstwerk), aber grundsätzlicher Widerspruch? Und ist das Schöpferische im Menschen („es dichtet in mir") vom Schöpfer zu lösen? Des Menschen „Wesen ist Sünde, sein Schaffen Wahn"? Sicher ist des Menschen Wesen durch die Sünde verderbt, aber ist er sündig?

Das ist der eine Pol, von dem ich mich fernhalte: Überspannung des Sündenbegriffs. Aber natürlich bin ich zusammen mit Beyer viel weiter entfernt von dem andern Pol: Verflachung des Sündenbegriffs. Wenn man jetzt das Sündenbewußtsein als unwürdig des nordischen Menschen hinstellen will, so darf man allerdings Michelangelo, diesen Riesen um die Wende von Renaissance und Barock, nicht irgendwie für die nordische Welt in Anspruch nehmen. Denn es hat sich in ihm ein ganz tiefes Sündenbewußtsein ausgebildet, nicht als ein Opfer, das er seiner Zeit schuldete, sondern ganz streng aus seinem innersten Wesen, seinem Streben nach Vollkommenheit in seinem Werk. Er fühlte sich durch die inneren Gesichte, die er als Gabe von Gott kommend erkannte, berufen, ihnen Gestalt zu verleihen und damit andre zu segnen, nachdem er gesegnet war. Aber wo war, vor seinen prüfenden Augen, nun in seinen Schöpfungen der Glanz und die Klarheit, die in erhobenen Stunden ihn durchleuchtet hatte? Wir stehen staunend vor seinem Moses. Ihm war es nicht der, den Gott ihm geschenkt hatte. Wohl uns, daß er ihn nicht zerschlug, wie er anderes zerschlagen hat. Aber über ihm brütete Schwermut, daß er die Gabe Gottes als göttlich nicht darbieten konnte. „Da liebte er Gott mit seinem hohen Hasse für seine Unerreichlichkeit" (Rilke). Da fühlte er den Riß zwischen Gott und Mensch, dem Schöpfer und der Kreatur. Er blieb immer hinter seinem Ziel zurück und wußte das gramvoll als Sondierung und Sünde, getrübt in allem seinen Tun durch Leidenschaft, Zorn, Ungeduld, Säumnis, Feigheit, Menschenhaß, also unheiliges Wesen. Sündenbewußtsein ist die Folge allerkühnsten Hochstrebens; und es wäre traurig, wenn es eines nordischen Menschen nicht würdig wäre.

Ich gehe aus von einem Gespräch, das uns genau überliefert ist (zu finden bei H. Grimm, Michelangelo, II, 14. Kap.), das Beyer nicht verwendet hat. Ich führe aus diesem Gespräch (das ein Zuhörer sofort aufgezeichnet hat als ein echter Interviewer, der sogar das Gespräch absichtlich herbeigeführt hat) die wichtigsten Worte Michelangelos an. Vittoria Colonna hatte gesagt: „Die niederländische Malerei" (zu der man damals in Italien zugleich die deutsche rechnete) „scheint mir frömmer zu sein als die italienische". „Die niederländische Malerei", entgegnete der Meister langsam, „wird allen, die sich fromm nennen, im allgemeinen mehr als die italienische zusagen. Sie wird ihnen die Tränen in die Augen treiben, wo sie die unsere kalt läßt. Die Ursache liegt aber nicht in der Kraft jener Gemälde, sondern in den schwächlichen Empfindungen dessen, der sie auf sich wirken läßt. Sie sagt allen Frauen und jungen Mädchen, Geistlichen, Nonnen und vornehmen Leuten zu, die für die wahre Harmonie eines Kunstwerks keinen Sinn haben. Die Niederländer suchen das Auge zu bestechen, sie stellen liebliche angenehme Gegenstände dar, Heilige und Propheten, denen sich nichts Böses nachsagen läßt. Es ist eine Malerei ohne Inhalt und Kraft. Aber ich will nicht sagen, daß man schlechter male als anderswo. Was ich zu tadeln habe, ist, daß man auf einem Gemälde eine Menge Dinge zusammenbringt, von denen ein einziges wichtig genug wäre, ein ganzes Bild auszufüllen. Die echte Kunst ist edel und fromm durch den Geist, in dem sie arbeitet. Denn für die, welche es begreifen, macht nichts die Seele so fromm und rein, als die Mühe, etwas Vollendetes zu schaffen; denn Gott ist die Vollendung, und wer ihr nachstrebt, strebt dem Göttlichen nach. Die wahre Malerei ist nur ein Abbild der Vollkommenheit Gottes, ein Schatten des Pinsels, mit dem Er malt, ein Streben nach Einklang. Und deshalb ist die Kunst so selten, und es gibt so wenige, die sie erreichen."

Man muß einmal das ganze Gespräch lesen. Aber so viel sehen wir schon, Michelangelos Jammer, in vielen Gedichten von ihm ausgesprochen, stammt daher, daß er in seinen Augen nie zur Vollendung kam, also Gott fern, also in Sünde blieb. Was auch die Zeit hierzu beitrug, die sich in ganz Europa wieder stärker der Religion zuwendete, was Vittoria Colonna ihm gab, die ihn in die reformatorische Bewegung einführte und mit der er, sichtlich ergriffen, den Römerbrief las, das alles führt uns nicht auf den Grund seiner Seele. Wenn Beyer sagt, er sei nicht vom ethischen Problem ausgegangen, sondern von der Kunst, so war es gerade die ethische Welt, die ihn hier packte. Jeder von uns fühlt, daß er selbst Mitschuld trägt, wenn wir keinen Tag so vollenden, wie er hoffnungsvoll uns emporstieg. Dasselbe fühlte Michelangelo im Kunstschaffen, das den Mittelpunkt seiner Person ausmachte. Das Urbild steht vor seiner geöffneten Seele in seiner Reinheit und Schöne. Und was er dann gibt, ist „ach, schon die Seele nicht mehr". Begnadet vor tausend Anderen fühlt er die ungeheuere Forderung – und besteht nicht. Unheilige Hände gestatteten keine Vollendung des Tempelbaus. Auch prometheisches Schaffen drang nicht bis zu Gott. Niemals darf man den ethisch und religiös ringenden Michelangelo von dem Künstler scheiden. Es kommt bei ihm alles aus einer Wurzel. Die Entfaltung von dieser aus ist anders als bei Luther; aber bei beiden litt das Werk unter eigner Schuld, und keiner wird das schwerer empfunden haben als der alternde Luther selbst. Am Werke erwächst gesundes Bewußtsein den Menschen gegenüber und ebenso das Sündenbewußtsein gegen Gott. Darum kann keiner aus seinem Werke gerechtfertigt werden, sondern nur durch die Gnade, die zugleich die Kraft gibt, immer neu ans Werk zu gehen. Ich sehe hier keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Michelangelo und Luther, wenn auch dieser das Jauchzen über die Gnade stärker empfunden haben mag, Michelangelo dafür vielleicht stärker die Kraft zum Weiterschaffen. Mit bloßer Theorie, wie es in allen Fällen sein müßte, kommt man nicht aus. Michelangelo brach nicht mit der Kirche. Er sah ihre Ungestalt; aber er glaubte an sie als Heilsanstalt. Man könnte ihn überkonfessionell nennen. Die Wölbung der Kuppel über dem Petersdom war sein Dank gegen Gott. Darum nahm er für diese Arbeit keinen Pfennig. Er wußte, daß es keiner so schaffen konnte, wie er. Sein Verlangen nach Gnade stammte nicht aus einem krankhaften Minderwertigkeitskomplex. Aber er erschauerte mit seiner Kuppel vor der Kuppel des Himmelsdoms.

Die religiösen Kämpfe in ihm spürt man am stärksten in seinen Gedichten, die zunehmend eine starke Frömmigkeit verraten, aber fern sind von Theologie. Die Meistergedanken der Reformation werden ihm nie aufgegangen sein. Aber um Sünde und Gnade wußte er Bescheid. Am schärfsten ist der Gedanke Michelangelos wohl in jenem Gedichte geprägt:

Die Phantasie hat schmeichelnd mir die Kunst
zum Abgott und zum Herrscher mir gegeben;
durch sie ward ich dem Wahne untertan.
Es schafft der Mensch sich Leid nur durch sein Streben.
Jetzt stillt nicht Malen und nicht Meißeln mehr die Seele;
Liebe sucht sie nur bei Gott,
der uns vom Kreuz die offnen Arme bot.

Aber soll deshalb das Streben aufhören? Es fehlt ihm nur die Größe und die Reinheit, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Nicht im Streben, sondern in seiner Mangelhaftigkeit liegt die Sünde.

In solcher Knechtschaft und so voll Verdruß,
mit falschem Plan, in dieser Seelennot
ist Göttliches zu meißeln mir bestimmt.

Aber darum doch getrost:

Von Tag zu Tag seit frühster Jugendzeit
warst du, o Herr, mein Beistand und mein Leiter.
Darum vertraut die Seele auf dich weiter,
daß zwiefach du mir hilfst im größren Leid.

Denn freilich wächst das Leid bei erhöhter Anspannung, wie nur der, der wirklich nach Vollkommenheit in seinem Werke strebt, weiß, was Sünde ist, – die Kluft wird immer fühlbarer. „Das Gaukelspiel der Welt nahm mir die Zeit, die Gott mir gab, sein Wesen zu ergründen" (aber nicht in passivem Grübeln; Michelangelo ist brennend auf Aktivität eingestellt). Wie vom Kreuz die Erlösung kommt, dazu half dem Künstler keine Theologie. Er hat es geglaubt und erfahren:

Die Nägel, die durchbohrten Hände beid,
dein gütig Haupt gesenket, dornumfahn,
sie künden tiefer Reue Gnade an,
erhofftes Heil der Seele, die voll Leid ...
Dein Blut nur wasch mich rein von meinen Sünden,
send rasche Hilfe mir im Alter jetzt und überströmend völliges Vergeben ..
Was keusch und fromm ist, kann nur dir entspringen;
denn eigne Kraft kann nimmer zu dir dringen.

Aber immer wieder steht das befohlene Werk im Hintergrund, „die Liebe wird jede Säumnis mir verzeihn". Ganz mächtig ist zum Schluß dieses Gedicht (übertragen von H. Nelson):

Die Engel waren froh und doch voll Zagen,
da du den Tod erlittst an ihrer Statt
und das verschloss'ne Tor zum Himmelspfad
den Menschen durch dein Blut hast aufgeschlagen:

Froh, weil der Kreatur, die Leid getragen
seit ihrem Sündenfall, Erlösung naht;
betrübt, weil man zu härtster Pein dich hat
als Knecht der Knechte an das Kreuz geschlagen.

Woher und wer du warst, des gab ein Zeichen
der Himmel, sich verfinsternd. Berge schwankten,
die Wasser rasten, und es barst die Erde.

Erzväter stiegen auf aus finstern Reichen,
in größrem Leid gefallne Engel wankten, –
der Mensch nur jauchzt, getauft zu neuem Werde!

Chemnitz Carl Mensing

Pipers evangelische Sexualethik

Sinn und Geheimnis der Geschlechter. Grundzüge einer evangelischen Sexualethik. Von Otto Piper. Berlin, Furche-Verlag, 250 S.

1. Vorbemerkung

Wenn die Leute ernsthaft nach sexualethischen Schriften verlangen, so tun sie das entweder aus systematischem oder aus kasuellem Bedürfnis heraus. Sie möchten entweder in ihre Vorstellungen von diesem ebenso moralischen wie biologischen Bereich Ordnung bringen oder Hilfe finden für eine bestimmte Not, die ihnen in dieser Richtung zu schaffen macht. Der Umfang der Fragen, die da gestellt werden, ist übergroß. Ein Artikel tut es nicht, eine Broschüre auch nicht. Die Antwort muß ebenso durchsichtig wie umfassend sein. Also sei es ein Buch!

Mit Literaturangaben sollte darin nicht gespart werden. Es kommt nur auf die Auswahl an. Denn gelehrte, auf Vollständigkeit bedachte Hinweise wären zwar nur für den Zünftler erwünscht, aber für den Laien – und auch der Theologe ist in dieser Sache in der Regel Laie – kommt es nur auf einige, mit den Jahren rasch wechselnde Titel an. Er hat immer schon dies und jenes gelesen; Autorennamen bedeuten für ihn ganze Sinnesrichtungen; sie sind ihm – daß ich so sage – vertrauter als die Sache. Und entbehren kann solcher Auseinandersetzung oder doch Fühlungnahme auch der Zunftgenosse nicht. Piper läßt uns in dieser Hinsicht auf dem Trockenen. Er nennt in seinem ganzen Buche z. B. Schleiermacher nicht; ich habe mich, wenn ich Sexualethik las, mit meinen Zuhörern immer wieder an diesem genialen Vorkämpfer orientiert. Die ganze Liebesromantik, soweit sie zur „Theologie" geworden ist, stand damit vor unsern Augen. Namen wie Freud, Lindsey u. a. erhellen heute wie Blitzlicht eine weite Strecke. (Oder war es gestern? Diese Autoritäten wechseln schnell, man muß da aufpassen.) Solche Namennennung hält nicht auf, sie kürzt nur den Weg.

Piper gibt zu Beginn einen kleinen Hinweis von 7 Zeilen auf christliche Bücher. Er hätte aber Theodor Haug „Im Ringen um Reinheit und Reife" (1930, [2] 1931) nicht unerwähnt lassen dürfen, denn dessen Buch war der ernsthafteste Versuch einer biblischen Sexualethik vor dem seinigen.

2. Der Rückgriff auf die Bibel

Haug schickt seinem 390 Seiten langen Buche ein Kapitel voraus: „Vom rechten Gebrauch der Bibel". Darin verständigt er sich mit seinen Gemeinschaftschristen und sonstigen Bibelchristen, für die er vornehmlich geschrieben hat. Eine ähnliche Vorbereitung wäre auch den Lesern des Piperschen Buches zugute gekommen. Um so mehr als Piper seine Leser ohne Zweifel in einem viel weiteren Kreise christlich Gesinnter sucht und auch darüber hinaus von den Gebildeten verstanden werden will.

Sein Bibelgebrauch ist auch unsereinem so wenig selbstverständlich wie verständlich. Es genügt doch nicht, daß das Vorwort uns versichert: „die Bibel" gebe dem, „der sie unbefangen und aufmerksam liest", „unerwartet reiche und in die Tiefe gehende Auskünfte" über den Sinn des Geschlechtslebens. Zwar glaubt man

ihm das gerne und findet es oft in dem Buche erstaunlich bestätigt. Aber die Frage ist, ob die Bibel sich als zureichende Quelle für eine „evangelische Sexualethik" erweisen wird. Ein Leserkreis wie der unsrige erwartet unter der Überschrift des ersten der drei Teile „Die biblische Sinndeutung der Geschlechtlichkeit" eine historische Einführung in den Tatbestand der Sexualität in dieser tausendjährigen Bibel-Literatur. Eine Entwickelungsgeschichte, damit man sich in der so verschiedenen Luft, die man da atmet, zurechtfindet. Eine Schritt für Schritt voranschreitende Umstellung der Gesinnung und der Gedankenarbeit, mit der die heiligen Zeugen dieser tausendjährigen Religion das Phänomen des Geschlechts bewältigen. Was dabei herauskommt, ob eben nur die Kenntnis einer Entwickelung oder eines wechselnden Auf- und Abstiegs in den verschiedenen Zeiten und Verkündigungen, oder einer Beharrung in den gleichen ewigen Grundbegriffen – das wird sich ja ergeben; das zu lernen, dazu lesen wir ja gern mit Piper die Bibel. Aber der Begriff „die Bibel" als schlechthinnige Einheit, aus deren Kenntnis die Erkenntnis der Geschlechtlichkeit für den christlichen Leser einfach autoritativ herausspringt, – dieser Begriff kann und darf bei dem evangelischen Christen von heute nicht vorausgesetzt werden. Jedenfalls in unserem Leserkreise nicht. Wir können ohne geschichtliches Verständnis den ohne Zweifel wertvollen Leitweg der Bibel zur Geschlechterfrage nicht genießen, die darin enthaltene Offenbarung nicht empfangen. Wenn Altes und Neues Testament grundsätzlich promiscue – ohne Unterschied – verwandt werden, so verwirrt uns das, und wenn dann doch von einem Fortschritt im Neuen Testament gegenüber dem Alten gelegentlich die Rede ist, so können wir das nicht reimen.

Ich weiß wohl, daß das mit einem Zuge der „heutigen" Theologie stimmt; aber Etwas stimmt da eben nicht. An zwei Beispielen, die gleich anfangs in dem biblischen Teil als erste uns begegnen, zeige ich, was ich meine. Wenn da 1. Mose 2, 18–24 ausgiebig zur Geltung kommt und mit vollkommen neutestamentlicher Autorität bekleidet ist, so versteht sich das für die christliche Gemeinde von selbst: Jesus (Matth. 19, 5 f.) und Paulus (Eph. 5, 28–31) haben ihr Siegel darunter gedrückt. Sie haben es damit aus der ganzen Geschlechtswelt des alten Bundes mächtig herausgehoben. Wenn aber dann S. 38 mit gleicher Selbstverständlichkeit und unbegrenztem Beifall „das Heiligkeitsgesetz" zitiert wird (3. Mose 17–26), so stockt der Leser und kommt in die größte Verlegenheit. Denn da er nicht weiß, was das Heiligkeitsgesetz ist, schlägt er um so mehr die Stelle 20, 11. 20. 21, auf – er kennt sie nicht – befremdet liest er sie; in solchen Sprüchen soll er nun für sich den göttlichen Sinn des Geschlechts entdecken? Vielleicht ist, was Piper da herausliest, gar nicht falsch. Aber der Sinn, der Wert, den etwa auch solche uns sehr fremde Bibelworte für uns haben könnten, kommt eben nicht ohne nähere Belehrung heraus. Brauchen wir denn überhaupt dies Bibelwort? Nützt es uns etwas? In historischer Verbindung soll es willkommen sein; unmittelbaren, systematischen oder gar erbaulichen Wert hat es für uns nicht. Und „Heiligkeitsgesetz" – ein Name, den erst der 1915 verstorbene Alttestamentler August Klostermann erfunden hat – erweckt in dem Laien eine Vorstellung, vor welcher der Zünftler geschützt ist; man soll den Namen also entweder vermeiden (er ist hier entbehrlich) oder erklären.

So rächt sich die Wiederaufnahme der alten Lokalmethode (mag sie noch so fein und zurückhaltend angewandt werden), d. i. des alten naiven Bibelgebrauchs, der aus allen Teilen der Bibel willkürlich Sprüche (loci) zum Beweise einer Lehre zusammen holte. Es gibt wirklich für eine biblische Sexualethik keine andre Möglichkeit, als zunächst einmal ganz geduldig den geschichtlichen Tatbestand des Geschlechtslebens und der Geschlechtsauffassung Israels Schritt für Schritt, Quelle für Quelle zur Erscheinung und Vorstellung bringen, danach den systematischen Ertrag mit Kritik und dankbarer Zustimmung einernten.

Und das zweite Beispiel aus dem Neuen Testament: Nächst den unvergleichlichen Worten Jesu zur Geschlechterfrage (und später Eph. 5) gibt es für eine biblische Sexualethik nichts Wichtigeres, Dringenderes als die gründliche und durchsichtige Auseinandersetzung mit 1. Kor. 7. Piper vernachlässigt sie auf seine Weise durchaus nicht. Er behandelt das Pauluskapitel sehr wesentlich auf nicht weniger als dreißig Seiten seines Buchs (26, 27, 39, 43, 90, 92, 94, 95, 102, 105, 106, 107, 109, 119, 130, 142, 154, 163, 164, 186, 188, 189, 190, 194, 238), aber niemals das ganze Kapitel im Zusammenhang, immer nur einzelne herausgebrochene Sprüche. Welch guten und nötigen Dienst hätte er uns allen mit einer einheitlichen historisch-kritischen Exegese als Grundlegung seiner ethischen Schlüsse geleistet!

3. Die Mission des Buches

Nach dieser unerläßlichen methodischen Verwahrung können wir nun zum sachlichen Inhalt des Buches kommen. Wir hätten uns mit jener nicht so viel Mühe gegeben, wenn es uns nicht sehr positiv um diesen Inhalt zu tun wäre. Freilich wie sollen wir nun auf kargem Raum der Fülle der Gesichte gerecht werden? Fassen wir die Absicht des Verfassers fest ins Auge und suchen wir die Mission seines Buches kurz festzustellen.

1. Piper geht nicht von einem Gesetz oder Ideal aus, sondern von einem gottgegebenen Tatbestand, der vorliegt und begriffen werden muß. Allem geschlechtlichen Wesen wohnt ein Sinn inne, dem „moralischen" Geschlechtsleben gleichwie dem „unmoralischen". Die Menschen von heute sollen in dieser ihrer Funktion, ihrer Atmosphäre als solcher, jenen Sinn sehen lernen, und zwar einen Sinn, der über das rein Biologische und Soziologische hinausgeht, kurz: den religiösen Sinn des Geschlechts.

2. Dazu will er den Menschen von heute die Bibel wieder lebendig machen. Er sieht überhaupt hierin eine der Hauptaufgaben der christlichen Theologie für unsere Zeit. Die Kluft zwischen Bibel und Dogmatik, zwischen Bibel und Glaube ist allmählich so groß geworden, daß die Bibel Vielen nichts mehr unmittelbar sagt. Sie sehen nicht, wie „modern" sie im Grunde noch ist. Wenn das Alte Testament von Piper zitiert wird, so handelt es sich für ihn nicht darum, Normen, Gesetze unseres Verhaltens aus ihm herauszuholen; die Stellen sollen nur zeigen, wie die Auffassung vom Sinn des Geschlechtlichen in der ganzen Bibel die gleiche ist. Das Neue Testament kommt dann doch zu seinem Rechte; erst in diesem wird das volle Verständnis für die Folgerungen erreicht, die

sich aus dem von der ganzen Bibel einheitlich vertretenen Sinn für ein christliches Leben ergeben.

3. Ist dieser Sinn begriffen, so kann der Mensch die Wirklichkeit des geschlechtlichen Lebens (die im allgemeinen von dem Ideal weit entfernt ist!) ertragen, ohne daß er in Gleichgültigkeit oder Verzweiflung oder Überhebung verfällt. Wie vielen fehlt der Mut, auf diesem Gebiete (und auch auf andern) der Wirklichkeit gläubig ins Auge zu blicken. Ihnen dazu helfen soll dieses Buch.

4. Schlußbemerkung statt Gesamtbericht

Wenn ich für eine wissenschaftliche Zeitschrift zu berichten hätte, müßte ich nun noch sehr ausführlich werden. Das Buch geht vom Prinzipiellen kräftig auf die Einzelfragen los, es ist reich an überraschenden Wendungen. Man folgt ihm lange mit herzlicher Zustimmung und ist alsbald zu lebhaftem Widerspruch gereizt. Immer zum Nachdenken oder noch lieber zu einer Zwiesprache, die man nun leider nicht haben kann. Ich muß mich hier auf einen Punkt beschränken, der mir besonders am Herzen liegt.

Ein großer Vorzug dieser Sexualethik besteht darin, daß sie ihre Ausführungen nicht auf die Tatsache der Ehe aufbaut. Denn diese ist keine Tatsache für Alle. Und der Ausgang von ihr bedeutet die verfrühte Aufrichtung eines Ideals, das am rechten Orte immer noch zu seinem Rechte kommen mag. Früher als die Ehe ist das Geschlecht. Wenn Jemand einwendet, es sei ja erst die Ehe und dann das Kind, so erinnert dies an den Scherz aus der Logik von der Henne und dem Ei: Was von beiden ist früher? Hier aber haben wir keine Zeit für Scherzrätsel. Wenn wir dem Ernst der Wirklichkeit fest ins Auge schauen, so kommt die Ehe für Menschen von heute mindestens für ein Vierteil ihres Lebens nicht in Betracht. Viele erreichen sie zeitlebens nicht. Aber Geschlechtswesen sind und bleiben sie. Der Wert einer Sexualethik steigert sich mir in dem Maße, als sie eine Ethik für Alle ist, nicht nur für eine bestimmte Schicht. Und ganz vornehmlich für die Jugend. Wenn ich vor meinen Studenten Sexualethik las, fühlte ich die große Verantwortung der Tatsache: Du hast ja lauter Unverheiratete vor dir, da hat es nur einen eng begrenzten Wert, wenn du ihnen über das Wesen der Ehe predigst. Man soll fest zufassen und vom Geschlecht reden. Das geht sie alle an. Nicht um sogenannte „Aufklärung" kann es sich hier handeln, die spielt dabei eine ganz bescheidene Rolle, liegt vielleicht dem Ethiker gar nicht, dann soll er sie lassen. Aber bei einer begriffenen konkreten Situation muß er einsetzen, die von Allen gekannt und anerkannt wird. Einsetzen soll man bei der Tatsache, daß jedes Menschenkind geboren wird, entweder als Mann oder als Weib. Das ist ein character indelebilis, eine unzerstörbare Lebensausstattung jedes normalen Menschen. Schon dies erweist ihre große Wichtigkeit. Kommt der Mensch zur Welt, so liegt sein Leben völlig ungewiß vor ihm; nur Zweierlei bringt er als unverlierbare Mitgift mit: sein Geschlecht und den Tod. Er wird sterben, und er wird eins von beiden bleiben, solange er lebt: Mann oder Weib.

Das weiß Piper. Und so hält er uns mit dem Wort „Ehe" nicht auf. Es begegnet uns ganz vorläufig und zurückweisend auf Seite 37, und dann positiv zum erstenmal auf Seite 73. Erst das 14. Kapitel, S. 179 bis 201, handelt von der Ehe in ihrem großen Zusammenhang, nachdem freilich schon das 11. die sittliche Notwendigkeit der Ehe vorwegnahm. Nicht der Sinn der Ehe, sondern der Sinn des Geschlechts, nicht das Geheimnis der Ehe, sondern das Geheimnis des Geschlechts soll – nach Piper – an Hand der Bibel enträtselt und begriffen werden.

Religiös, nicht sozial, moralisch, rechtlich, auch nicht biologisch. All diese Beziehungen in Ehren; aber es handelt sich dabei um Kenntnisse und Erkenntnisse zweiter und dritter Ordnung. Prachtvoll (erinnere ich) die Definition der Ehe im römischen Recht: coniunctio maris et feminae et consortium omnis vitae, divini et humani iuris communicatio – „Vereinigung von Mann und Weib zu alle Lebensbeziehungen umfassender Schicksalsgemeinschaft, göttlichen und menschlichen Rechts Gemeinbesitz." Und wundervoll (erinnere ich) das auch von Kanzel und Altar tausendstimmig gesungene Lied von der Liebesehe. Aber was geht diese komplizierte und sublimierte Erscheinung der Ehe das nur mit seinem eigenen schlichten Menschenleben ausgestattete Einzelgeschöpf an? Sein Geschlecht bringt es mit, aber keine sichere Anwartschaft auf die Ehe. Geschlechtliche Begegnung freilich wird es haben, in dem Maße, als es dazu heranreift, von der harmlosesten bis zur entscheidendsten. Man kann Piper nicht dankbar genug dafür sein, daß er so an die Sache herangeht.

Aber indem er uns nun von der schwindelnden Höhe des romantischen Liebesideals herunterholt, führt er uns Schritt für Schritt zu einer anderen schwindelnden Höhe hinauf. Denn er schenkt uns ja eine evangelisch-biblische Sexualethik. „An Dringlichkeit steht die Geschlechtlichkeit über der Ehe, an Bedeutsamkeit für die Menschheit steht jedoch die Ehe über der Geschlechtlichkeit." Schon die Geschlechtlichkeit zwar an sich ist Hinweis auf die mystische Gemeinschaft im Leibe Christi (Eph. 5); aber die Menschen würden zum Verständnis der Gemeinschaft mit Christus nicht gelangen, wenn sie nicht in der Ehe noch ganz anders in lebender und liebender gegenseitiger Anteilnahme den Hinweis darauf erführen. (S. 182!)

Auf dem Wege zu dieser höchsten Offenbarung bleibt Piper unterwegs nichts Menschliches fremd; er schaut nur immer nach Wegweisern, die ihm die Bibel aufrichtet. Und wenn ihm da überraschenderweise der Satz entfährt: „Die Geschlechtlichkeit hat keinen Wert an sich" S. 74), so bekämpft er doch durch alle Dämonie unbeirrt den Irrtum, als sei die Geschlechtlichkeit „an sich unsittlich oder gar unsittlich" (S. 64). Sie ist der zentralste Trieb, den der Mensch hat (99); die Tatsache, daß wir ihn empfinden, müssen wir ganz ernst nehmen (87); aber es ist da kein Zwang als der Zwang der Entscheidung – daß ich so sage: der Zwang zur Freiheit. Diese Freiheit ist freilich etwas ganz anderes als bloße Moral, Selbstbeherrschung; sie setzt Gott voraus (93, 132).

Wenn ich hier abbrechen muß, so tröstet mich dabei, daß ich noch auf eine ausgezeichnete Besprechung des Piperschen Buches hinweisen kann: von Marianne Weber im Aprilheft der „Frau". Vieles Einzelne, an das auch ich gern gerührt hätte, kommt dort zur Sprache. Und nichts hindert ja, daß wir später einmal, wenn das Gespräch über das Buch in Fluß ist, auf das Eine oder Andere noch zurückkommen. R

Papstgeschichte

Papstgeschichte der neuesten Zeit. Von Josef Schmidlin. Dritter Band: Papsttum und Päpste im XX. Jahrhundert. Pius X. und Benedikt XV. (1903–1922.) München, Kösel & Pustet (1936). XIX. 350 S., 1 Titelbild. 17 M.

Nikolaus I. und Pseudoisidor. Von Johannes Haller. Stuttgart, Cotta 1936. 203 S. 9 M.

Im vorigen Jahrgang (Sp. 544 f.) haben wir unsere Leser einen Blick werfen lassen in den ersten Band von Hallers Geschichte des Papsttums und den zweiten Band von Schmidlins Papstgeschichte der neuesten Zeit. Heute liegt uns außer dem 3. Band von Schmidlin ein neues Werk von Haller vor, mit dem er die Fortsetzung seiner Papstgeschichte zugunsten ausführlicher Darlegung einer Episode unterbrochen hat.

1

Die anerkennenden Worte, die ich den ersten beiden Bänden Schmidlins widmete, kann ich nur wiederholen. Eine gewisse Enttäuschung bedeutet es, daß wir auch mit diesem neuen Band den Schlußband noch nicht in Händen halten. Der Pontifikat des gegenwärtig regierenden Papstes ist vorläufig zurückgestellt worden. Das hat, abgesehen von gewissen Schwierigkeiten, die dem Verfasser in München und Freiburg wegen der kirchlichen Druckerlaubnis entgegentraten, seinen besonderen Grund darin, daß Pius XI. selbst, an den sich Schmidlin persönlich wandte, ihm in einer Privataudienz die Genehmigung zur Drucklegung versagte mit den charakteristischen und den Papst ehrenden Worten: Post mortem lauda ... vel non lauda! Mi lasci morire, mi lasci morire[1]. So erklärt es sich, daß der Verfasser das bereits fertiggestellte Manuskript bis auf weiteres beiseitelegen und sich auf die Pontifikate Pius' X. (1903–1914) und Benedikts XV. (1915–1922) beschränken mußte. Es war ihm allerdings auch hier ein reiches Feld zu kritischer und darstellerischer Betätigung gegeben. Beide Pontifikate sind ja ausgezeichnet durch zahlreiche einschneidende und auf eine große Zukunft berechnete Maßnahmen. Man hat deshalb beim Lesen des Buches auch niemals den Eindruck, durch unnötige Breite belästigt zu werden; die Fülle des Stoffes ist dazu zu groß.

Wir Älteren erinnern uns noch deutlich der Vorgänge vor einem Menschenalter, mit denen Pius X. seiner Regierung einen besonderen Stempel aufgedrückt hat. Wir erinnern uns daran, mit welch echter Inbrunst die fortschrittlichen Elemente im italienischen Klerus und in der Laienwelt dem Nachfolger des „politischen" Papstes Leo XIII. entgegensahen. Wir brauchen nur an den Santo Fogazzaros zu denken, dessen Namen übrigens Schmidlin nicht nennt, um uns die Wünsche der „Liberalen", die sie einem „religiösen" Papst entgegenbrachten, zu vergegenwärtigen. Nun, ein „religiöser" Papst war Pius X., — wenn auch nicht nach dem Herzen der „Liberalen". Schmidlin, und das muß ihm besonders angerechnet werden, scheut sich nicht, an Pius' Regierungsmaßnahmen, besonders in der Zeit, da der Kampf gegen den Modernismus in den Vordergrund trat, eine ziemlich scharfe Kritik zu üben. „Man kann", schreibt er, „kaum verstehen, wie in der einen Brust so viele Energie, Schärfe und Unerbittlichkeit mit so viel Güte, Milde und Sanftmut zusammenwohnen konnten." Die Erklärung kann man auch bei ihm zwischen den Zeilen lesen. Die geistige Begabung des Papstes, sein Horizont, wie man zu sagen pflegt, war nicht groß im Gegensatz zu den weltumspannenden Gedanken seines Vorgängers und bis zu einem gewissen Grade auch seines Nachfolgers. Ich selbst erinnere mich, daß einer der geistigen Führer des deutschen Klerus in meiner Gegenwart fast respektlos von dem „Dorfpfarrer von Riese" sprach, der Pius auch als Papst geblieben sei. Es läßt sich aber, wenn man nach einem Menschenalter auf diesen Pontifikat zurückblickt, nicht leugnen, daß die etwas verbohrte Eigenwilligkeit des Papstes doch reife Frucht für die Kurie getragen hat. Bis zur Stunde ist übrigens nicht einwandfrei festgestellt, wer dem Papst die Feder bei seinen Erlassen gegen den Modernismus geführt hat. Wahrscheinlich war es der Jesuit Billot, der das große Rundschreiben abfaßte, in dem alles zusammengefaßt ist, was sich gegen den Modernismus philosophischer, religiöser, historischer, apologetischer Färbung sagen ließ. Es lohnt sich sehr, gerade die Enzyklika Pascendi heute wieder zu lesen und den päpstlichen Maßnahmen, die ihr folgten, nachzudenken. Die gegnerischen Äußerungen sind verweht; der Standpunkt der Kurie hat sich durchgesetzt. Tatsächlich hat sich Pius ganz auf die Seite der „Scharfmacher" (Schmidlin braucht den Ausdruck selbst, gerade auch vom Papst) gestellt, und als Vorkämpfer gegen den Modernismus wird er weiterleben.

Benedikts Pontifikat war anderer Art, fast ganz erfüllt von den Sorgen und Kümmernissen, die der Krieg und seine Folgen über ihn und seine Ratgeber hereinbrechen ließen. Auch das ist uns noch in frischem Gedächtnis, besonders das berühmte Friedensangebot vom August 1917, das leider nicht den Widerhall fand, den man ihm hätte wünschen mögen. Schmidlin nennt in dieser Verbindung mehrfach den Namen des Reichskanzlers Michaelis, dessen konfessionelle Voreingenommenheit er für die ablehnende Haltung der deutschen Regierung in erster Linie verantwortlich machen möchte. Übrigens entwirft er von beiden Pontifikaten ein reiches und sehr anschauliches Bild, das uns die kirchliche Tätigkeit beider Päpste bis in die kleinsten Einzelheiten hinein vor Augen führt. Und er tut es, ich wiederhole es, mit unbefangener Kritik, so daß man überall den Eindruck eines sicheren Führers durch das Labyrinth dieser unendlich verzweigten Tätigkeit erhält. Ob es Benedikt gelungen wäre, wenn er ein Jahrzehnt länger hätte leben dürfen (er starb 67 Jahre alt), die großen Aufgaben, die er seinem Nachfolger hinterließ, so zu bewältigen, wie dieser es vermocht hat, darüber läßt sich kein sicheres Urteil fällen. Aber man darf immerhin mit Schmidlin sagen, daß auch in ihm das Papsttum einen relativen Höhepunkt erstieg, besonders dank seiner versöhnlichen und fortschrittlichen Richtung, und in positiver Ergänzung zu seinem hier mehr negativ eingestellten Vorgänger, zugleich als Wegbereiter zur Verbindung beider Pole, des politischen mit dem religiösen, durch seinen Nachfolger Pius XI. Daß mit diesem eine neue Epoche in der Geschichte des Papsttums einsetzt, haben wir inzwischen erlebt und wird einem späteren Geschlecht durch Schmidlins Darstellung sicher in helles Licht gesetzt werden.

2

Empfinden wir, wohl nicht zuletzt aus dem eben angegebenen Grunde, das was Schmidlin uns vorträgt, obwohl Personen und Ereignisse unserer schnellebigen Zeit schon in den Hintergrund zu treten beginnen, als Gegenwartsgeschichte, so führt uns Haller in ein Stück „antiquarischer" Geschichte hinein. Der Laie mag sich vielleicht die Shakespearefrage in leichter Abwandlung vorlegen: Was ist mir Nikolaus, was Pseudo-Isidor? Und in der Tat wendet sich Haller in erster Linie an seine Fachgenossen, wofür schon der Umstand Zeugnis ablegt, daß er das gesamte Quellenmaterial (und das nimmt einen erheblichen Teil des Buches ein!) ohne Verkürzung mitteilt, ein dankenswertes Verfahren, da uns dadurch die Nachprüfung wesentlich erleichtert wird. Es handelt sich bei Hallers Buch wieder einmal um einen Versuch der Umwertung bisher allgemein anerkannter Werte. Nikolaus I., Papst von 858–867, hat seinen Namen in die Geschichte des frühmittelalterlichen Papsttums eingegraben durch seine herrischen Eingriffe in die Ehestreitigkeiten des fränkischen Königs Lothar II. einerseits, durch sein anspruchsvolles Auftreten gegenüber der „griechischen" Kirche andererseits. Einstimmig sehen alle bisherigen Darsteller in ihm einen hervorragenden Mann und erblicken in seiner Regierung einen Markstein in der Papstgeschichte. Ich selbst habe in meinem „Papsttum" geschrieben, daß ihm die Nachwelt zu Unrecht den Beinamen des „Großen" vorenthalten habe, und Perels, der die bisher maßgebende Biographie geschrieben hat, meint, daß die römische Kirche zwischen Gregor I. und Gregor VII. einen ähnlichen Aufschwung wie unter Nikolaus nicht erlebt habe.

Haller versucht, dieses Urteil umzustoßen. Nicht daß er den Papst selbst oder die Bedeutung der Ereignisse seines Pontifikats „verkleinern" möchte; aber er sucht die bisherige Behandlung des Gegenstandes auf Grund völlig selbständiger und umfassender Durchforschung des Quellenmaterials im einzelnen wie im ganzen in eine durchweg neue Beleuchtung zu rücken. In dieser Beleuchtung erscheint Nikolaus, wenn ich so sagen darf, als ein „Draufgänger", der seine Machtmittel überschätzte und dessen Regierung infolgedessen kein greifbares oder dauerndes Ergebnis zu Tage fördern konnte. Man hat diese Tatsache immer seinen „schwachen" Nachfolgern in die Schuhe geschoben, die nicht imstande gewesen seien, die anspruchsvolle Politik ihres Vorgängers fortzusetzen. Haller aber ist der Meinung, daß der Fehler in dieser Politik selbst lag. Er zeigt, daß Nikolaus auch da, wo er gegenüber weltlichen Mächten das hohe Ansehen und die religiösen Befugnisse seines Amtes ausspielte, den Mund nur voller genommen habe als seine großen Vorgänger im 5. Jahrhundert,

[1] Lobe mich nach meinem Tode, oder lobe mich nicht! Laß mich aber erst sterben!

Leo und besonders Gelasius, daß er das, was diese vereinzelt und gelegentlich gesagt haben, nur wiederholte, aber so, daß es schon durch das Gewicht der Masse stärker wirkte, weil er sich immer nur einer Ausdrucksweise bediente, die bisher unerhört war und die den Eindruck verstärkte, hier spreche ein mächtiger Herr zu seinen widerwilligen Dienern. Aber es seien eben nur große Worte gewesen, denen keine Taten folgten und folgen konnten. Endlich zeigt er, wie sehr das schon die Zeitgenossen überraschende und von ihnen grundsätzlich abgelehnte Vorgehen des Papstes beeinflußt war von der „größten und folgenschwersten Fälschung aller Zeiten", den pseudo-isidorischen Dekretalen, jenem Versuch eines französischen Geistlichen aus dem Kreise des Erzbischofs Ebo von Reims, die Verfassung der Kirche auf Grund erfundener Urkunden im monarchistisch-absolutistischen Sinne umzugestalten. Es wird nun Sache der Forschung sein, den neuen Aufriß gründlich zu überprüfen. Daß viele Leser unseres Blattes zu dem Buche greifen werden, darf man billig bezweifeln. Wer es aber tut, wird sich belohnt fühlen durch die uns aus so vielen anderen Werken bekannte packende Schreibweise des Verfassers, die etwas Verführerisches hat, dem man sich schwer entziehen kann.

Gießen. Gustav Krüger.

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Ein unzulänglicher Paragraph. Unter dieser Überschrift bringt das „Schwarze Korps" (vom 30. April 1936) einen Beitrag über die notwendige Neufassung des Gotteslästerungsparagraphen. Es heißt dort u. a.: „... Der Paragraph 166 in seiner jetzigen Form setzt als strafbaren Tatbestand die Gotteslästerung bzw. die Beschimpfung einer der christlichen Kirchen oder einer der mit Korporationsrechten ausgestatteten Religionsgesellschaften. Er identifiziert Gott mit dem Gottesbegriff der christlichen Kirche, aber gleichzeitig auch, bis zur nationalsozialistischen Revolution, beispielsweise mit dem der jüdischen Rasse, da diese bis dahin eine mit Korporationsrechten ausgestattete Religionsgesellschaft war. Er bezog sich also auf einen Empfindungskreis, welcher im großen und ganzen als der weitaus überwiegende des deutschen Volkstums anzusehen war, aber — und das ist wichtig — er verlieh seinen Schutz auch einem Gottesbegriff, der von dem der christlichen Kirchen weit entfernt ist: dem jüdischen, solange die betreffende Religionsgesellschaft mit Korporationsrechten ausgestattet war. Solange! — Wir haben gerade heute im deutschen Volke religiöse Strömungen, welche zwar die überlieferten Formen des Christentums ablehnen, sich jedoch ausdrücklich als gläubig bezeichnen und um neue Gotterkenntnis, um neuen Gottesbegriff ringen. Eine Neufassung des Paragraphen 166 kann daher weder — wie bisher — von der staatlichen Grundlage ausgehen, weil diese," (die Neufassung einer Vorschrift über Religionsvergehen) „außerhalb der religiösen Sphäre entschieden, unsittlich ist und unzulänglich sein würde; noch kann sie aber einen, allgemeingültigen, Gottesbegriff zugrunde legen, weil dieser im deutschen Volke nicht vorhanden ist. ... Wenn aber weder der vom Staat festgesetzte Gottesbegriff, noch ein allgemein gültiger Gottesbegriff hinreichende Grundlage einer Neufassung sein kann, dann kann diese Grundlage nur in einer Haltung gefunden werden, die unserer Zeit und den Vorbedingungen unseres Neuwerdens entspringt. Es können nur diejenigen Erkenntnisse und Grundsätze als maßgebend gelten, die auch sonst die Wiedergeburt des deutschen Volkes hervorgerufen und gelenkt haben. Das sind die beiden Kernpunkte der Ehre jedes Volksgenossen und der Volksgemeinschaft, der Nation."

Bekanntlich ist über eine bessere Fassung des Gotteslästerungsparagraphen schon vor einem Menschenalter viel verhandelt worden. Es sind da sehr verschiedene Interessen gegeneinander abzuwägen. Offenbar ist mit dem Schlußsatz des hier abgedruckten Stückes gemeint, daß, wer das religiöse Empfinden und die religiöse Überzeugung eines Volksgenossen beschimpfend verletzt, auch dessen Ehre verletzt. Richtig; nur werden diejenigen, die darin übereinstimmen, von da her noch nicht sicher zu einheitlicher Meinung über die rechte Fassung dieses Paragraphen kommen.

Hakenkreuz und Christenkreuz. Aus einem interessanten Beitrag zur „Entwicklung des sumerischen Hakenkreuz-Symbols" (in „Forschungen und Fortschritte" 1936/12, S. 153 ff.) von Eckard Unger, Berlin, ergibt sich aus dem Bildmaterial ein eigenartiges Ineinander von Hakenkreuz und Christenkreuz (vgl. CW, Sp. 275). Es sind dort zwei Abbildungen: ein altsumerisches Spielbrett (die Sumerer waren ein vorsemitisches Volk, deren Kultur eine hohe Blüte erreicht hatte [Keilschrift] und die in Südbabylonien schon im 4. Jahrtausend vor Christus nachgewiesen sind) — und daneben ein Glockenschrein des heiligen Patrick von Irland (Fundstück von etwa 1100 n. Chr.). Auf beiden Stücken ist das Hakenkreuz zu sehen, wobei aber die freien Flächen zwischen den Hakenkreuzen die Form des Christenkreuzes ergeben. Die von Unger gegebene Deutung geht dahin, daß das Hakenkreuz in beiden Fällen allein „gemeint" sei, da es als Ornament an der Oberfläche herausgearbeitet sei. (Man kann sich übrigens das Ineinander von Hakenkreuz und Christenkreuz [Sonnenkreuz] leicht anschaulich machen, indem man vier Hakenkreuze zeichnet, die jeweils vom auslaufenden Ende des als Mittelpunkt benützten Hakenkreuzes weiterzuführen sind.)

Kultur und Gemeinschaft. Der Präsident der Reichsmusikkammer Peter Raabe schreibt über dies Thema in Band 48 „Von deutscher Musik" („Die Musik im Dritten Reich", 1935, S. 90 f.): „Demjenigen, der ernsthaft dem Volke Kultur bringen will, kommt es überhaupt nicht auf die Masse an, sondern auf den Einzelnen, der, wenn er es wert ist, den Segen der Kultur in sich aufzunehmen, seine Pflicht der Gemeinschaft gegenüber gewiß nicht versäumen wird. Sobald diese Gemeinschaft anfängt, als dumpfe ‚Masse' zu wirken, wird sie etwas Zerstörendes, nicht etwa Aufbauendes. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, diese Masse mit dem Volk zu verwechseln. Daß der Staat berechtigterweise die volle Hingabe des Einzelnen an die Gemeinschaft fordert, läßt bei Vielen die falsche Vorstellung aufkommen, dem Staate wäre damit gedient, wenn der Mensch sich nur als Mitglied der Gemeinschaft fühlt und gar nicht mehr als Einzelperson. Man vergißt dabei, daß in einem solchen Aufgehen das Wertvollste verloren ging, was der Mensch besitzt: die Fähigkeit, selbst zu entscheiden, also die Entschlußkraft und das Verantwortungsgefühl."

*

Forschungen und Fortschritte

Vererbung geistiger Eigenschaften. Der Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Vererbung, Prof. Dr. Eugen Fischer, sprach vor der Berliner Theologischen Fachschaft über Grundfragen der Eugenik, vor allem über die Möglichkeit der Vererbung geistiger Eigenschaften. Erst um 1900 herum sei es gelungen, durch die Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln und ausgedehnte Tier- und Pflanzenversuche für dieses umstrittene Problem wissenschaftlich einwandfreie Feststellungen zu machen. Die geistigen Eigenschaften seien abhängig von entsprechenden körperlichen Funktionen. So schwer sie zu beobachten sei, müsse die Vererbung auch für geistige Dinge gelten. Konkrete Forschungsergebnisse seien vor allem durch drei Methoden gewonnen worden: durch die Zwillingsmethode, der Fischers Hauptarbeit gilt, durch die genealogische und die Gruppenuntersuchungen. Bei eineiigen oder identischen Zwillingen sei alles Gleiche vererbt und alles Ungleiche von der Umwelt bestimmt. So sei es leicht, die Vererbung geistiger Eigenschaften festzustellen. Der genealogische Weg habe nur auf dem Gebiet des Krankhaften zu Erfolgen geführt, weil sich Anomalien leichter verfolgen und feststellen ließen. Aber wenn es Erbfaktoren gibt, die Schwachsinn vererben, müsse es auch Faktoren geben, die den normalen Sinn vererben. Bei der auffälligen Eigenschaft hervorragender Musikalität sei die Vererbung besonders gut nachgewiesen. Die Gruppenuntersuchung stelle schließlich die Rasseneigenschaften fest, die vererbbar und unveränderlich seien. — Jeder Mensch sei — so faßte Eugen Fischer zusammen — geistig schicksalhaft bestimmt. Aber die Erbanlage sei nicht nur Schicksal, sie lasse einen gewissen Variationsraum frei, der von der Umwelt beeinflußt werde. Die Körpergröße z. B. sei erbbedingt, lasse aber einen Spielraum von etwa 20 cm, in dem sich nun die Umwelt auswirken könne. Die praktischen Folgen aus diesen Erkenntnissen könnten nur die sein, daß man die Vererbung des Minderwertigen zu verhindern suche und auf der anderen Seite die Vermehrung des hochwertigen Nachwuchses fördere, was aber weniger ein materielles als ein Erziehungsproblem sei. (Nach „FZ" vom 8. 5.)

Kinderzahl und Begabung. Bevölkerungspolitische Fragen sind in ihrer Ausdeutung außerordentlich schwierig. Die Zusammenhänge der biologischen mit der soziologischen Lebensordnung sind so mannigfaltig und zum Teil ungeklärt, daß zahlenmäßige Ergebnisse kaum eine Ahnung von jenen Schwierigkeiten vermitteln. Dr. Hartnacke, aus dessen Darlegungen zu diesem Problem wir auf Spalte 373 einiges mitgeteilt haben, mußte sich im „Berliner Tageblatt" (vom 3. Mai) gegen Mißdeutungen wehren. Hartnacke hat bekanntlich das Verhältnis von Geschwisterzahl und geistiger Lebenskraft untersucht, wobei er zu dem Ergebnis kam, daß „die Hochwertigen weniger Geschwi-

er“ haben (d. h. daß also begabte Kinder weniger Geschwister aben als unbegabte Kinder). Hartnacke wehrt sich nun gegen die alsche Ausdeutung, daß diese Durchschnittsergebnisse dazu mißraucht werden, sie auf den Einzelfall anzuwenden. Er schreibt örtlich:

„Es scheint wieder einmal nötig zu sein, auf die Binsenwahrheit hinzuweisen, daß Durchschnittsergebnisse nichts, aber auch ar nichts für den Einzelfall besagen, also auch nichts gegen die Selbstverständlichkeit, daß es noch kinderreiche hochbegabte familien gibt. Aber es scheint ja immer wieder Leute zu geen, die Durchschnittsüberlegenheit der Kinder aus schwächeren Failien nicht unterscheiden können von der Behauptung etwa: Du ast viele Kinder? Also sind sie dumm. Du hast eine mittelstarke amilie? Dann sind deine Kinder mindestens halbdumm. Du hast in Kind oder zwei? Hut ab, müssen die gescheit sein!“ In dieser Verteidigung muß man Hartnacke zweifellos recht geben. Immerin läßt sich das ganze Problem — und vielleicht auch wirksamer ir die breite Öffentlichkeit — von der anderen Seite her behaneln, indem man etwa von der geschichtlich sehr interessanten Tatache ausgeht, daß fast alle großen Männer deutscher Vergangenheit aus kinderreichen Familien hervorgegangen sind. So ließe sich etwa folgende Zusammenstellung achen: Friedrich der Große war das vierte, Bismarck ebenfalls, reiherr von Stein das fünfte, Blücher das sechste, Richard Wager das neunte, Johann Sebastian Bach das achte, Karl Peters as achte, Otto Weddigen das achte, Leo Schlageter das sechste on sieben Kindern. So kann man an diese Statistik den Satz anigen: Wo wäre die deutsche Geschichte hingekommen, wenn etwa üher die Kleinkinderfamilie als Norm angesehen worden wäre! Iber diese Frage ist ebenso unrichtig, wenn man sie auf den Einlfall anwenden würde, wie der Vorwurf gegen Hartnacke, daß : die kinderreichen Familien durch seine Feststellungen „entwürigte“.

*

oziales Leben

„Moralische“ Betrachtungen. Die Moskauer „Prawda“ vom 2. Februar 1936 brachte folgenden in Abgründe der Moral hinnleuchtenden Aufsatz unter dem Titel „Kunst der Heblerei“: Über Banditentum, Totschlag, Diebstahl und ähnliche Verbreen berichtet man am besten in der Tageschronik. Erwünscht sind inweise, ob die Verbrecher ergriffen und bestraft wurden oder ob Niliz oder Kriminalpolizei Nachforschungen anstellen. Vollkommen nnötig ist dagegen, Nachrichten solcher Art mit moralisch-ethischen Betrachtungen und belehrenden Überschriften zu versehen. Bei uns ird dieses noch abgetan. Ein Beispiel: Ein Mensch erstieg nachts n Fenster, mühte sich lange unter Krächzen und Schwitzen damit b, einen Geldschrank zu erbrechen und verschwand mit dem Inalt. Die Mitteilung darüber trug die Überschrift: „Das Prinzip es Gemeineigentums wird nicht verstanden.“ Oder: Drei kräftige terle überfielen einen Arbeiter, verprügelten ihn recht lange, stellen ihn unter einen Wasserhahn mit kaltem Wasser und prügelten n dann weiter. Die Belehrung für sie lautet: „Mehr Feingeühl gegenüber dem lebendigen Menschen!“ (Zitiert nach „Deutche Post aus dem Osten“, April 1936, Seite 13).

Minderjährige Kriminelle in Rußland. Eines der traurigsten apitel der neueren russischen Geschichte ist zweifellos die Zuahme der Verwahrlosung der Jugendlichen. Diese Tatsache hat n vorigen Jahr in Rußland ein Gesetz notwendig gemacht, das n Schärfe wohl kaum in einem zivilisierten Land erreicht werden ürfte. Hatte sich das russische Gesetz vorher dadurch ausgezeichnet, aß es Jugendliche bis zum 16. Lebensjahr überhaupt nicht geichtlich aburteilte, so ist heute die Todesstrafe sogar auf Jugendliche bis hinab zum 12. Lebensjahr (!) ausgedehnt worden. uf Grund der vom russischen Oberprokurator Wyschinski angebenen Zahlen für die Kriminalität der Jugendlichen, wonach n Mai 1935 in Moskau 54, im Juni 61, im November 23 und n Dezember 21 Fälle von Verbrechen Jugendlicher abgeurteilt urden, schätzt z. B. die „Frankfurter Zeitung“ (vom 4. Mai) nen Landesdurchschnitt von etwa 1500 Aburteilungen Jugendcher pro Monat. Zur Abhilfe hat man neben Strafverschärfung och unternommen die Familien, die sich ihrer Erziehungspflicht ntziehen zu können glauben, ebenfalls unter Strafe zu stellen.

*

on Vielem etwas

Die Größe der deutschen evangelischen Landeskirchen ist benntlich sehr verschieden, nicht nur räumlich, sondern vor allem uch der Zahl der zu ihnen Gehörenden nach. Eine Übersicht gibt m Zusammenhang mit dem Haushaltplan der DEK für 1936) das Gesetzblatt der DEK Nr. 13; danach sind die Zahlen (abgerundet): Altpreußische (unierte) Kirche 20 Millionen, Sachsen $4^1/_2$, Hannover (luth.) $2^1/_2$, Württemberg $1^3/_4$, Nassau-Hessen und Bayern je $1^2/_3$, Thüringen und Schleswig-Holstein je $1^1/_2$, Hamburg, Kurhessen-Waldeck, Baden je fast 1 Million, Mecklenburg $^3/_4$ Million, Pfalz 570 000, Braunschweig 450 000, Oldenburg, Anhalt, Bremen je $^1/_3$ Million, Hannover (ref.) und Lippe über 150 000, Lübeck 125 000, Schaumburg-Lippe, Eutin und Birkenfeld je fast 50 000. Reformierte außerhalb der Union gibt es danach wohl gegen 1 Million (der konfessionelle Sondercharakter ist z. T. nicht ganz klar, z. B. bei bremischen Gemeinden; und in Kurhessen stehen Reformierte, Unierte und Lutheraner unter derselben Kirchenbehörde), Lutheraner außerhalb der Union $16^1/_2$ Millionen, Unierte 24 Millionen (wobei die Unierten im östlichen Teil von Altpreußen ganz überwiegend der lutherischen Art angehören).

Interessante Zahlen. Nach einer Zusammenstellung, die Friedrich M. Reifferscheidt im „Hochland“ (Mai 1936, S. 112ff.) gibt, erschienen 1934 im deutschen Sprachgebiet 20 852 neue Bücher, darunter fast 18 000 Erstauflagen. Auf den Tag umgerechnet 57 neuerscheinende Druckwerke ... 1933 beförderte allein die Reichspost 1,5 Milliarden Zeitungsnummernstücke. ... Die deutsche Filmproduktion schwankt zwischen einer Jahreserzeugung von rund 150 bis 250 Einheiten. Das Filmjahr 1933/34 brachte z. B. 221 neue Filme. ... Den Rundfunk nehmen in Deutschland als zahlende Teilnehmer zurzeit etwa 7,5 Millionen Familien in Anspruch. ... An öffentlichen Bibliotheken haben wir in Deutschland nach dem Minerva-Handbuch ganze 2825 an 551 verschiedenen Orten, mit einem Buchbestand von insgesamt 53 Millionen Bänden. Fast ebenso groß ist die Zahl der privaten Leihbibliotheken: 2758. ... Die 16 verschiedenen Romanzeitungen, die zurzeit in Deutschland periodisch erscheinen, haben eine Gesamtjahresauflage von 25 Millionen Exemplaren. ... Selbst die Rätselzeitschriften, die doch einen sehr speziellen Geschmackstyp repräsentieren, erreichen zusammen eine wöchentliche Gesamtauflage von fast 200 000 Nummern. ... Nach den letzten amtlichen Angaben waren im Jahr 1933 im Deutschen Reich insgesamt 17 277 Personen hauptberuflich als Schriftsteller tätig, als freie Schriftsteller 7034 Personen. (In den weiteren Ausführungen geht der Verfasser auf die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung dieser Zahlen und auf die Schäden ein, die auf diesem Gebiet bestehen.)

Zeitungsausschnitte. „Die junge Front“ (April 1936) bringt im Anschluß an die von uns bereits auf Spalte 227 gebrachte Notiz über die Wallfahrten nach Lourdes folgenden Zusatz: „Im Zeitalter des Kampfes um Devisen sollte erwogen werden, ob nicht allgemein bei den Wallfahrten Planwirtschaft einzuführen sei. Jeder Staat hat Anspruch auf seinen Wunderort, damit das kostbare Geld nicht über die Grenzen abfließe. In einem Zeitalter wie diesem geht es nicht an, daß Gott keine Rücksichten nimmt auf die wirtschaftlichen Interessen der Nationen. Einst war Gott die Devise, jetzt ist die Devise Gott.“ (S. 127.) — Von einem eigenartigen und häßlichen Mißbrauch christlicher Gebete zu Propagandazwecken in Italien berichtet die „Schönere Zukunft“ (Nr. 31, S. 827). Auf Propaganda-Flugzetteln seien folgende Texte zu lesen gewesen: „Ich glaube an Luzifer, den Schöpfer der Sanktionen und Freimaurer, und an Eden, seinen Sohn ...“ Oder: „Vater unser, der du bist ein Engländer, verflucht sei dein Name, dein Reich breche zusammen, dein bestialischer Wille geschehe zu Wasser und zu Lande. Gib heute und für immer deine Absichten auf Abessinien auf und zahle unsere Schulden von 1915 bis 1918, wie wir sie auch begleichen werden beim Negus, unserem Schuldner.“ Nach der Mitteilung der „Schöneren Zukunft“ hat der „Osservatore Romano“ in schärfster Weise gegen diesen Mißbrauch Stellung genommen.

Von den Buren. Während des Burenkriegs vor mehr als einem Menschenalter hat Schowalter das Schicksal jenes Volkes in Aufsätzen der CW behandelt, die damals starken Widerhall fanden. Seit dem Weltkrieg ist man in Deutschland, ja in Europa zu sehr mit eigenen Sorgen beschäftigt, als daß man die Vorgänge in Südafrika, die politische und die kulturelle Entwicklung dort, so aufmerksam beobachtete, wie sie verdient. Eine kurze, sehr lebendige und eindrückliche Schilderung der Ereignisse in Transvaal und Oranje bis zur Gegenwart, besonders der noch heute bestehenden Art der Buren, die fast mehr deutscher als niederländischer Abstammung sind, gibt Schowalter jetzt unter dem Titel Vom Burenvolk zum Burenstaat in Velhagen und Klasings Monatsheften (1936, S. 148 ff.).

Bücher und Schriften

Bibelkunde des Alten Testamentes. Von Otto Weber. 1: Gesetz und prophetische Geschichte. 307 S. 4,80 M. 2: Prophetenbücher und Schriften. 318 S. 4,80 M. Berlin. Furche-Verlag.

Aus langer Prüfungserfahrung habe ich eine gewisse Furcht vor solchen „Arbeitsbüchern", daß sie nämlich die Leser, insbesondere die sich auf eine Prüfung daran vorbereiten, nicht an die Texte und Schriften selbst heranführen. Das fühlt auch Weber, wenn er ausdrücklich sagt, daß man nach den Hinweisen, die unter dem Abschnitt „Vorarbeit" stehen, erst den Text selber lesen solle. Aber ich fürchte, daß doch manche sich daran genügen lassen, die dann folgende Inhaltsangabe und den zum Verständnis dienenden Hauptabschnitt zu lesen. Doch können Bibelkunde-Bücher gewiß auch ihren Gewinn bei sich tragen. Zumal wenn sie so pädagogisch geschickt und sprachlich und sachlich ansprechend geschrieben und aufgebaut sind wie diese. Am Ende des zweiten Halbbandes werden in einer reichen Tafel Texte nach inhaltlichen Gesichtspunkten zusammengestellt (z. B. Geist Gottes, Name Gottes, Glaube, Ehe, Schöpfung und viele andere mehr). Die sachliche Haltung der Erklärung wird deutlich aus dem Satz, daß die Bibelkunde sein soll „eine Einführung in das theologische Verständnis der Bibel, ohne welches jene historischen Erkenntnisse entweder maßlos überschätzt (wie bei vielen in der vorigen Generation) oder verständnislos unterschätzt werden (wie das heute eine ernste Gefahr zu werden beginnt!)." Das Buch entspricht durchaus den Grundsätzen, die Weber in seiner Schrift über die theologische Erklärung der Heiligen Schrift ausgeführt hat. (Vgl. CW 1936, 134.) Heinz Beckmann.

Die drei Gräber Ravennas. Von Hana Jursch. Jena, Frommann. 32 S. 1,50 M.

Eine Jenaer Habilitationsvorlesung. Im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte und der Kunst- und Frömmigkeitsgeschichte im besonderen behandelt die Verfasserin die ravennatischen Grabmäler der Kaiserin Galla Placidia, der Tochter des großen Theodosius, Theoderichs und Dantes. Galla Placidia, die für ihren Sohn Valentinian III. 25 Jahre das römische Reich regiert hat, ließ ihr Grabmal selbst erbauen. Es ist ein schlichter Ziegelbau in der Form eines lateinischen Kreuzes. Erst der Innenbau mit seinem Marmorschmuck, den alabasternen Fenstern und vor allem den leuchtenden Mosaiken, darunter ein cäsarisch gestalteter „Guter Hirte", entfaltet altchristliche Pracht. Bezeichnend ist die Abwendung von den Baugedanken der Antike, das Zurücktreten körperlich-plastischer Formen vor dem Ornament, eine neue Bedeutung der Linie, das Verfließen der festen Begrenzung, das Streben zum Symbol. Für das Grabmal Theoderichs stehen drei Rekonstruktionsversuche einander gegenüber. Die Verfasserin ist mit Recht überzeugt, daß vorerst nur Einzelbeobachtungen weiterführen können. Sie leitet z. B. den umstrittenen „Zangenfries" vom griechischen Herzlaub, nicht von germanischer Formgebung her. Doch wird es dabei bleiben müssen, daß trotz der antiken Vorbilder und trotz seiner Schicksalswandlungen das Monument von einem Hauch germanischen Geistes umweht ist. Zum Schluß wird des tragischen Geschicks gedacht, das Dantes sterbliche Überreste in S. Franceso erlitten haben. Als die reumütigen Florentiner mit Erlaubnis des Medizeerpapstes Leo X. die Gebeine des großen Dichters zurückholen wollten, fand man den Sarkophag mit Ausnahme dreier Fingerknochen leer. Im 19. Jahrhundert entdeckte man bei Grabungen im Mimoritenkloster eine hölzerne Kiste mit der Aufschrift: „Dantis ossa a me fratre Antonio Santi hic posita!" mit dem Datum: Am 12. Oktober 1667. Dem vollständigen Skelett fehlten die drei im Sarkophag verbliebenen Fingerknochen. Die anziehenden Ausführungen werden in einem gebildeten Stil vorgetragen, der noch vereinzelte Schwerfälligkeiten abstreifen wird. Rudolf Günther

Mittelalterliche Kirchengeschichte Ostfrieslands. Von Ernst Kochs. Aurich, Friemann 162 S. 3.– M.

Kirchengeschichte Mecklenburgs. Von Karl Schmaltz. 1. Bd: Mittelalter. Schwerin. Bahn. 320 S. 7.50 M. Mit einer Karte.

Nachdem Hauck in langer und mühsamer Lebensarbeit seine „Kirchengeschichte Deutschlands" geschrieben hat, scheint jetzt die Periode der deutschen Provinzial-Kirchengeschichte zu kommen. Schmaltz behandelt ein ursprünglich slawisches Gebiet. In sehr langen und wechselvollen Kämpfen gelang endlich die Gewinnung des Landes für das Christentum. Erst die deutsche Kolonisation vollendete das Begonnene. Spät trat der neu entstandene Volksstamm in das deutsche Geistesleben und die deutsche Kirchengeschichte ein. In Ostfriesland dagegen handelte es sich um einen urgermanischen Volksstamm. Besonders auf dem Gebiet des Rechtslebens wird deutlich, wie die Auseinandersetzung zwischen deutschem und christlichem Geist vor sich ging, wie die kräftige Eigenart des friesischen Stammes sich das Neue aneignete, sein Wesentliches erfaßte und die alten Formen dadurch umbildete. Hier wird ein wertvoller Beitrag geliefert zu der Debatte, die unsere Jungen erfüllte, und zwar in eindrucksvoller, lesbarer Sprache. Rudolf Herrmann

Luther-Jahrbuch 1935. Jahrbuch der Luther-Gesellschaft. Herausgegeben von Th. Knolle. München, Kaiser. 176 S. 7,50 M.

Die Mitarbeiter suchen die Problematik unseres Zeitalters durch Herausstellen der schöpferischen Lebensarbeit Luthers als einer überzeitlichen Leistung zu überwinden, die den gegenwärtigen Menschen Entscheidendes zu sagen hat. Über Luthers Glauben handeln die beiden Vorträge, die auf einer Dichtertagung der Luther-Gesellschaft 1933 gehalten wurden, von Althaus „Gottes Gottheit", und von Thiel „Luthers Glaube". Althaus hebt hervor, daß Luther Gottes Immanenz und Tranzendenz zusammendenkt und daß der Zugang zu des Vaters Herz und Willen nur in Christo gefunden werden kann. Thiel will den Lutherglauben als Anfang eines neuen Lebens nicht gelten lassen und stellt den Glauben gleicherweise zur Vernunft wie zu aller „Werkelei" in schärfsten Gegensatz. Auf einer Tagung mit Juristen 1934 wurde das Verhältnis des Rechtes zu Religion und Christentum behandelt; der Jurist Köttgen vermittelt in seinen Ausführungen über „Glaube und Recht" tiefe Einblicke in die Zerrüttung der Grundlagen des gegenwärtigen Rechts-Denkens und meint, Auseinandersetzung mit der religiösen Frage lasse sich heute im Raum des Rechts ebensowenig umgehen wie im Raume des Staates. Beyer gibt auf Köttgens Fragen Antwort, indem er Luthers Gedanken über das Recht nachgeht. Das weltliche Recht ist für den Reformator im Naturrecht gegründet, das göttlichen Ursprungs ist. Wie Holl meint Beyer, Luther sähe im Gesetz der Natur stets das christliche Liebesgebot, nur daß er zum Unterschied von Holl die Liebe als Kraft des natürlichen Gesetzes auch bei den Heiden gültig sein läßt. Fesselnd behandelt Petsch „Luther als Meister der Sprache", während Bruchmann („Luther als Bibelverdeutscher in seinen Wartburgpostillen") den Zusammenhängen des Lutherdeutsch mit der Sprache der erbaulichen Literatur des Spätmittelalters nachgeht. Georg Merz stellt Friedrich von Roth dar, den Vertreter der neuen Kirchlichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Bayern, in dessen Denken Humanismus und kirchliche Orthodoxie nebeneinander lagen.

Hermann Barge

Die Abendmahlsnot des Gegenwartsmenschen. Von Leonhardt Fendt. Leipzig, Wallmann. 77 S. 1.80 M.

Fendt will in der Abendmahlsnot, d. h. in der Unsicherheit über die Abendmahlstexte, einen „ganz neuen Weg" gehen durch Untersuchung der Fragen: 1. ob im Neuen Testament der Wille Jesu zu den Abendmahlsfeiern der christlichen Gemeinden auch abgesehen von den Abendmahlstexten zu finden sei, und ob 2. der Inhalt der Christenabendmahle aus dem Neuen Testamente zu belegen sei, auch abgesehen von den Abendmahlsberichten. Beide Fragen meint er bejahen zu können und so unabhängig zu werden von der Forschungsarbeit über die eigentlichen Abendmahlstexte. Die Verschiedenheit der Kirchendogmen erklärt er nicht für erschreckend. Vielmehr seien sie schließlich alle nur Zeugen dafür, daß im heiligen Mahle der Kirche Christus und seine Schar unter dem neuen Bunde Gottes, welcher geschlossen wurde durch den Tod Jesu, Wirklichkeit werde und Wirklichkeit sei. „Die Mahl-Feier hat ihr Wesen nach allen Kirchendogmen im Willen Jesu und nicht in den Gedanken der Menschen darüber. So lasse sich ein jeder Christ durch das Abendmahlsdogma seiner Kirche zur Mahl-Feier führen!" Walter Bild

Für Evangelium und Kirche. Von Theodor Treu. Görlitz, Missionsbuchhandlung. 32 S. 50 Pfg.

Kurze Predigten und Aufsätze zu Fragen der Gegenwart, wie das Recht der Kirche, Bekenntnis und Bekennen, das Ärgernis des Kreuzes, die Ehre des Christen, artgemäße Religion, die Stimme des Blutes und des Gewissens usw. Schlicht, warmherzig und ansprechend. Johannes Jansen

Predigten zu nationalen Tagen und Fragen. Von Adolf Wendel. Leipzig, Heims. 76 S. 1,85 M.

Von ganzem Herzen wird der heutige Tag bejaht, ohne daß doch das Kreuz Christi vor dem Hakenkreuz verblassen soll. Bei

oller Aufgeschlossenheit für Volk und Zeit soll die Kirche deutend nd werbend Stellung nehmen und den Zeugniscarakter ihrer Botschaft weder vergessen noch verhüllen. Die heutige Zerrissenheit der evangelischen Kirche wird nicht nur als kirchliche, sondern uch als nationale Not empfunden. Freimütig wird am Verhalten er DC wie der BK Kritik geübt und gemahnt, nicht aus Starröpfigkeit oder Prinzipienreiterei den Kampf künstlich fortzusetzen, ondern sich gemeinsam gegen den wirklichen Feind, die antichristiche Bewegung, zu wenden. Möchten solche und ähnliche Stimmen berall Gehör finden! Johannes Jansen

Durchsonnter Werktag. Von Paul Jaeger. Heilbronn, Saler. 92 S. 1,20 Mk.

Man denkt bei dem Titel etwa an Schleichs „Besonnte Vergangenheit"; das Buch ward in mehr als einer Viertelmillion Stück abgesetzt. In welchem Sinne Jaeger von besonnter Gegenwart und Zukunft spricht, zeigten die in voriger Nummer abgedruckten Abschnitte (Sp. 387 f.). Man täte aber dem Buch Unrecht und sich Schaden, wollte man es nach dem Himmelfahrtstag vergessen. Schon dies wäre zwar nichts Geringes, wenn es uns lehrt, diesen Tag recht zu verstehen, der als Ausflugtag sehr beliebt, in dem zu predigen aber vielen Pfarrern wegen der biblischen Erzählung schwierig ist; nicht alle können es so wie Rittelmeyer, der an diesem Feiertag einmal auf die Frage: „Was wissen wir vom Himmel?" die Antwort gab: genug, um den Himmel im Herzen zu haben, und genug, um das Herz im Himmel zu haben. Von ähnlichem Inhalt ist Jaegers Buch, aber zugleich ein für alle Tage bestimmtes Zeugnis von der Freude und dem Reichtum derer, die in Jesus wirklich den Herrn gefunden haben, mit ernsten Worten darüber, wie „herrenlos" wir Menschen oft sind, und vielen guten Einzelbemerkungen wie der, glauben heiße nicht „etwas" für wahr halten, sondern den Vater für treu (wahr) halten. M

Der Kampf um das Reich. Wegweisungen zur Verdeutschung und Vergegenwärtigung biblischer Texte (2. Eisenacher Epistelreihe). Von Alfred Dedo Müller. Frankfurt a. M., Brönner. 118 S. 2.40 M.

Diese zuerst in der Zeitschrift „Christentum und Leben" veröffentlichten Betrachtungen können eine wirkliche Hilfe zur nachdenkenden Versenkung in biblische Texte sein und darum nicht nur Pfarrern und Lehrern, sondern auch allen anderen empfohlen werden, die zu einer lebendigen Begegnung mit der Bibel gelangen möchten. Walter Bild

50 Jahre Ostasienmission, ihr Werden und Wachsen. Von Otto Marbach. Berlin-Steglitz und St. Gallen, Verlag der Ostasienmission. 119 Seiten, reich illustriert. 2 M.

Marbach legt eine Ergänzung zur Jubiläumsgabe der OAM vor. Eine Fülle von wertvollen Dokumenten, besonders aus der Anfangszeit, und zahlreiche gut gelungene Bilder vermitteln dem Leser eine Vorstellung von der mühevollen und entsagungsreichen Arbeit, die draußen auf dem Missionsfelde und in der Heimat geleistet worden ist. Auch über den Rahmen der Ostasienmission hinaus hat das Buch seinen Gegenwartswert: all denen, die heute fragen: „Hat denn Mission überhaupt noch einen Sinn?" gibt es mit einem reichen Tatsachenmaterial schlicht und sachlich die eindeutige Antwort. Henri Bouché

Von den Grenzen unserer Erkenntnis. Von Franz Carl Endres. Zürich, Rascher. 1935, 102 S. 1,80 M.

Ein feines, kluges Büchlein. Es behandelt den wohl schwierigsten philosophischen Stoff des Erkenntnisproblems, vor dem der philosophische Laie zunächst ratlos steht und wo er vor allen noch so gut gemeinten und vielversprechenden Versuchen einer Einführung in der Regel ratlos stehen bleibt, weil sie bei redlichstem Bemühen der freilich riesengroßen Schwierigkeit nicht gewachsen sind, von diesen so überaus komplizierten Dingen einfach zu reden. Hier steht nun Endres eine ganz ungewöhnliche Gabe der Schlichtheit und Klarheit des Stils wie der Bildhaftigkeit des Ausdrucks zur Verfügung. Ich habe mit einer gebildeten und erkenntnisdurstigen Dame meiner Bekanntschaft die Probe aufs Exempel gemacht und von ihr lebhaften Dank geerntet. Es sei ihr hier endlich wenigstens die Binde vor den Augen gelockert. Mehr kann man, mehr wird auch der Verfasser als Frucht seiner Bemühungen nicht erwarten. Ich kann das Buch für solche Wahrheitssucher — bis weit in den Kreis der philosophisch Gebildeten hinein — restlos empfehlen. Vier von den fünf Kapiteln befassen sich mit dem eigentlichen Problem, das letzte und ein Schlußwort bemühen sich um eine positive, über den Skeptizismus als unvermeidliche Durchgangsstufe hinausführende Antwort. Hier kann man natürlich im einzelnen manches Fragezeichen machen, aber es wäre schade um die Sache. Denn hier spricht ein warmes und dabei abgeklärtes Gemüt. Schade ist's, bei gutem Druck und ansprechender Ausstattung, um den Anstoß zahlreicher Druckfehler. Aber der läßt sich bei einer sehr zu wünschenden Neuauflage leicht beheben. Paul Gastrow

Der alte Feierabend. Von Johannes Teige. München, Beck. 106 S. 5,30 M.

Diese Schrift stelle ich auf dem Bücherbord neben Riehl, „Naturgeschichte des deutschen Volkes". Sie ist ein Meisterstück. Uns wird zuerst der Feierabend auf dem Dorfe geschildert, das von Zeitung und anderer Literatur als Bibel und Gesangbuch noch nicht erreicht ist. Ein schöner Friede, ein Heimwehklang umfängt uns. Übrigens ist diese Schilderung aus vielen Quellen sehr wichtig für den Prähistoriker und Sagenforscher; man sieht, wie Überlieferung mündlich fortgepflanzt und durch den Erzählenden leise umgestaltet wird. Dann lernen wir den Feierabend in der Kleinstadt und in der gebildeten Bürgerfamilie des 19. Jahrhunderts kennen; manchem Leser werden Jugenderinnerungen aufsteigen. Der dörfliche Feierabend ist ganz mit dem Beruf verbunden; er umfaßt Arbeitsgenossen. In der gebildeten Bürgerfamilie läßt der Mann den Beruf hinter sich; es wird aus dem geistigen Besitz der Familie eine Feierabendgemeinschaft gestaltet. Auch hier läßt der Verfasser eine Fülle von Quellen zu uns reden. Die moderne Arbeitsanspannung verzehrt den Feierabend; ganz besonders trifft das die Arbeiterfamilie: erschütternde Berichte aus der Anfangszeit der Industrie hören wir. Aber die Sehnsucht nach Erlösung von der Anspannung, nach Erfüllung der Seele bleibt. Es muß wieder Feierabendgestaltung geben. Der Verfasser ist nicht ohne Hoffnung, daß die inneren Kräfte unseres Volkes es schaffen und die Menschen nicht zu zerstreuenden Vergnügungen sich zusammenfinden werden, sondern um sich durch gemeinsames seelisches Leben zu verbinden. Eine wirkliche, gelungene Feierabendgestaltung boten ja schon einmal die Hamburger Volksheime für schulentlassene Jugend wie für Erwachsene. Es waren aber damals die besten freizeitgestaltenden Kräfte der bürgerlichen Familie, Spiel jeder Art, Leseabend, Beschäftigung mit Naturkunde, Kunst, Handfertigkeit, Musik, wie sie Feige uns aus der Mitte des 19. Jahrhunderts anschaulich schildert und wie sie eben vorm Kriege noch einmal wirksam waren. Bemerken möchte ich übrigens, daß wir am Beginn unseres Jahrhunderts in der Arbeiterfamilie noch oft einen gemütvollen Feierabend sahen. Er war ja kurz durch lange Arbeitszeit und Wege. Aber wie traulich war es, abends die Familie in der Küche zusammensitzen zu finden.

Sehr lehrreich ist es, aus Feiges Buch zu erkennen, wie der alte Feierabend von religiöser Stimmung getragen gewesen, wie die Naturverbundenheit und die biblisch christliche Gedankenwelt zur Einheit geworden. Manche alte Erbauungsbücher werden genannt; wir erfahren, wie sehr die Bibel als Geschichten- und Geschichtsbuch erlebt wurde und, wie es scheint, gar nicht als Beweisquelle einer Glaubenslehre. Hier wird uns Theologen viel zum Nachdenken gegeben. Haben wir es im letzten halben Jahrhundert verstanden, in rechter Weise Feierabendgestaltung in die Gemeinde zu tragen? Walther Classen

Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit. Von E. Förster-Nietzsche. München 1935. C. H. Beck. 258 S. 4 u. 5 M.

Es war ein Akt freundlicher Pietät, daß der Verlag mit der Veröffentlichung dieses Büchleins der greisen Verfasserin vor ihrem Ende noch eine besondere Freude bereitete. Die Schrift mit ihrem etwas anspruchsvollen Titel wird durch ihren gefälligen Plauderton sicher weitere Kreise fesseln; der Nietzscheforscher freilich wird in dieser Zusammenfassung des bekannten Materials in der bekannten Beleuchtung kaum Neues finden noch überhaupt erwarten. An ein Kapitel, über „Weibliche Einflüsse der Kindheit" schließen sich „Liebes- und Heiratsgeschichten" aus der Studentenzeit und den ersten Jahren der Baseler Professur. Viel gibt es hier nicht zu berichten, da Nietzsche „aus Mangel an Zeit und der Kurzsichtigkeit wegen diesen Angelegenheiten nicht so viel Zeit und Eifer widmen konnte, wie es wohl zur Vorbereitung einer Heirat notwendig ist". Je ein besonderes Kapitel ist Malmida von Meysenburg gewidmet und Cosima von Bülow, die dann Wagners Frau wurde. Die Verfasserin verzeiht der letzteren, daß sie die 92 wundervollen Briefe Nietzsches (Woher wissen wir, daß sie wundervoll waren?) verbrannt hat: denn Cosima bedeutet für sie „die wundervolle Verkörperung der idealsten Frau, die uns das 19. Jahrhundert geschenkt hat". In „Hilfreiche Frauen" wird das Andenken an Frau Marie Baumgartner und

an Frau Röder-Wiederhold festgehalten. Das Kapitel: „Unangenehme Erlebnisse" bringt die Lou-Affäre und erneuert in ebenso unversöhnlichem Groll die bekannten Vorwürfe gegen Overbeck und seine Frau, durch die „in Basel ein Zentrum gebildet wurde, das dem Nietzschearchiv und mir so viel Schmerz und Kummer wie möglich bereiten wollte". In „Freundliche Begegnungen" ziehen Fräulein Resa von Schirnhofer, Mrs. Fynn nebst Tochter, Madame de Mansouroff, dame d'honneur der russischen Kaiserin, Miß Helen Zimmern, Baronin Plänkner und endlich Freiin Isabella von der Pahlen, die spätere Baronin von Ungern-Sternberg an unserem Auge vorüber. Ein zwölf Seiten umfassendes abschließendes Kapitel „Gesamtanschauung" bringt den Nachweis, daß Nietzsche „das Problem" „Weib" „bis in die Extreme verfolgt hat". Im übrigen legitimiert sich die Schrift als Glied der „Elisabethanischen Literatur", um einen Ausdruck von Bonus zu wiederholen, durch die Idealisierung des geschwisterlichen Verhältnisses, die Betonung der eigenen Persönlichkeit, die Etikettierung der dritten Personen (das reizende junge Mädchen, die edle Malwida, die berühmte Graphologin, der ausgezeichnete Gelehrte, der unreife junge Mann, nämlich Wilamowitz-Möllendorf, unser lieber Kaiser Wilhelm) und den in seiner Art tapferen Verzicht auf kundigen Rat in Fragen des Stils und literarischen Geschmacks.

Der zweite Teil, für den Karl Schlechta zeichnet, bringt auf 112 Seiten 44 Briefe Nietzsches an Frauen, darunter einige bisher unveröffentlichte. In einem Briefe an Mathilde Maier kann man das oft zitierte Wort im Zusammenhange nachlesen: „Ich glaube nur an einzelne Individuen, zweifle aber an allem, was in Zeitungen und Zeitromanen als ‚deutsches Weib' glorifiziert wird." Alle Korrespondenzen gehen auf episodische Bekanntschaften zurück; nur mit Malwida hat Nietzsche langjährigen Briefwechsel geführt. Überhaupt wird man sich bei der Lektüre des Buches erneut bewußt, daß keine der Frauenbekanntschaften Nietzsches zu einem Urerlebnis wurde. Selbst wenn wir die Reihe noch ergänzen durch Charlotte Kestner, die ihm einige Handschriften Goethes schenkte, die Marchese Guerrieri, Gräfin Bassenheim, Fürstin Teniseff, Dr. Helene Druskowitz, so kreuzt doch das Weib Nietzsches Wege nur als Helferin oder interessiertes oder sich interessiert gebendes Publikum. Aber es fehlt in seinem Leben das Weib als empfangende Schülerin, als Muse, die den Genius befruchtet, als Freundin, deren Verstehen und Begehren ihn im Innersten bewegt. Nur Sehnsucht, nicht Erfahrung ließen ihn niederschreiben: „Man muß es in aller Tiefe empfinden, welche Wohltat das Weib ist." Die Tatsache, daß Nietzsche nie von einer Frau geliebt worden ist, regt zum Nachdenken darüber an, ob nicht manche abwegige Theorie und manche Seltsamkeit seiner psychischen Haltung aus dem erotischen Leerlauf zu erklären sind.

Hans Weichelt.

Dämon und Engel im Land. Roman von Karl Röttger. Leipzig 1936, Paul List. 387 S. 5.80 M.

Im weiten ebenen Land sind Alleen mit Birken zur Seite, die ziehen sich hin zwischen Heide und Moor bis in die Unendlichkeit, an der Menschen einer entwurzelten Sehnsucht krank werden können bis zu Wahnsinn und Tod. Es leben Bauern in diesem Lande, die in ihrer Heimat ohne Heimat sind, indem sie sich vom Dämon, von dem eindringlich Unfaßbaren dieser grotesk-gewaltigen Landschaft regieren lassen, anstatt das Große in sich fruchtbar zu machen zu großem, starkem Werk und die sich und ihre Höfe verderben in Sauf und Sumpf. Und es gibt in dieser Heimat, diesem Heideland der kleinen Büsche mit Wacholdern, Kiefern und mit wunderbaren Abendstunden, wunderbarem Frühlingwerden in dem Duft der Birken Menschen, die wie Engel sind. Sie gestalten sich zu Wesen, die, ob sie auch in einer bäuerlichen Welt des Untergangs als wie aus andrer Welt erscheinen, doch ganz in unsre Welt gehören und ihr eigen sind, indem sie wahrhaft Menschen sind, einfach sind und ohne Vorurteil das Unmittelbare tun. Dorothea heißt das Mädchen, das viele zu erlösen vermag und sich hernach beglückt, indem sie einem jungen Lehrer zugetan ist, der nicht zuletzt durch sie zum Bauer wird. In der neuen Generation erlöst sich dies verderbte Geschlecht von einst zu neuer Verantwortung und neuer Treue. Wer, indem er Röttger kennt, dichterisch schöne, reine und auch lyrisch echteste Landschaftsgestaltung erwartet, findet seine Wünsche erfüllt. Und was jeden über die stark mitreißende epische Handlung hinaus erfreuen wird, ist manches gute Wort, das sich auf vieler Menschen Suchen wie ein Balsam legt, Worte einer wahren Religiosität und Treue, um derenwillen vielleicht dies ganze Buch geschrieben wurde. Denn ob es der Landstreicher Anton ist, ob es die Lehrer und die Pfarrer und der stille, feine Wirt, der Vater des erkrankenden Mädchens sind, ob es sich um den Arzt und die irrsinnige und langsam genesende Mutter Dorotheens handelt: es ist, als seien sie in diesem Buche alle da, um uns zu sagen, wie wunderbar das Leben ineinandergreift und daß kein Dasein ohne die Behütung des ewigen Seins ist. Alle aber, um uns in die Wahrheit selbst zu führen, die letzte Wahrheit des Geheimnisses, das auch der Dichter selbst nicht weiß, dem er uns aber nahe-führt, so nahe, daß wir Gottes ewigen Atem spüren.

Erich Bockemühl

Das unterhimmlische Reich. Von H. S. Thielen. Leipzig 1935. Paul List. 332 S. 3,80 M. Geschenkausgabe mit Bildern nach Kämpfers Originalzeichnungen 5,80 M.

Mit dichterischer Kraft macht Thielen einen Mann und ein Werk lebendig. Der Mann ist Engelbert Kämpfer, 1651 in Lemgo geboren, hochbegabt und anziehend, von faustischer und heldischer Art, ein deutscher Marco Polo, zu unrecht fast vergessen. Das Werk ist die geistige Entdeckung Japans zu einer Zeit, wo japanischer Geist und Brauchtum noch ungeschwächt sind. „Ich fand ein Land, das, ehrfürchtigen Geistes, Eltern und Ahnen heilig hält und durch gemeinsamen Kult zu einer großen Familie wurde." „Von eigener Art ist euer Land ... Ihr erzieht eure Söhne zu Männern des Schwertes, eure Samurai (Krieger) richten sich klaglos im grausigsten aller Tode, und doch pflegt ihr die Anmut und betrachtet diese rauhe Welt mit einem Lächeln."

Das Buch vereinigt Abenteuerlichkeit mit seelischer Vertiefung und läßt uns in ausdrucksreicher Sprache ein seltsames Volk und Land erleben, indem wir es durch die leidenschaftliche Seele seines Entdeckers sehen und kennenlernen. Der Stoff zu dieser Dichtung liegt in „Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan", lange nach Kämpfers Tode in zwei Bänden zu Lemgo 1777 und 79 erschienen. Da dies selten gewordene Buch selten aufgeschlagen wird, füge ich hier einen Bericht daraus ein über die Christen, die etwa 50 an der Zahl um 1690 in der Gokuya, d. h. der Hölle, dem Gefängnis von Nagasaki, schmachteten: „Diese guten Leute wissen vom christlichen Glauben weiter nichts als den Namen des Seligmachers, wollen aber doch bei ihrem einfältigen Bekenntnis viel lieber sterben als durch Verleugnung ihres Heilandes sich die Freiheit erwerben, die sie unter dieser Bedingung bekommen könnten. Sie leben bei ganz schlechter Kost und bloßem Wasser zum Getränk."

Gerhard Heine

Chronik

Staatliche Vorgänge

Das neue deutsche Amnestiegesetz schließt (unter Bewährungsfrist von drei Jahren) auch Vergehen gegen den Kanzelparagraphen ein, wenn auf Geldstrafe oder Gefängnis unter 6 Monaten erkannt ist. ED 18

Stellungnahme von Parteistellen zu kirchlichen Fragen darf nur durch das Kirchenministerium erfolgen. epd 22. 4.

Die Deutsche Arbeitsfront weist erneut darauf hin, daß Mitglieder konfessioneller Arbeiter- und Gesellenvereine ihr nicht angehören können. DNB 7. 5.

Minister Dr. Goebbels hielt bei der Kantate-Versammlung der Buchhändler eine Rede über die Aufgaben des Buchhandels im nationalsozialistischen Staat. Die Bücherproduktion ist von 1934 bis 1935 um 11 % gestiegen, der Umsatz um 15 bis 20 % (bei der schönen Literatur um 17 %), dabei aber der durchschnittliche Preis der Bücher herabgesetzt worden. Verbilligung der Bücher habe den Zweck und den Erfolg, Buch und Volk zusammenzubringen. FZ 12. 5.

Georg Usadel, Rat im Reichsinnenministerium und Abteilungsleiter in der Reichsjugendführung, schreibt in „Zucht und Ordnung" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt): „Niemals darf der Vorwurf aufkommen, daß das Bekenntnis zu einer christlichen Konfession ohne weiteres einen Mangel an Vaterlandsliebe bedeuten müsse. Es darf aber auch nicht der Nichtchrist ohne weiteres zum Zerstörer deutscher Tradition oder zum Materialisten und Kommunisten gestempelt werden. Es ist weiterhin grundfalsch, das Bekenntnis zum Blut, zum Volk und zum Erbgut als ‚Heidentum' zu verwerfen ... Blut und Rasse sind durch Gott geschaffen, und der Mensch hat dieser Schöpfung entsprechend zu leben und ihre ehernen Gesetze zu achten."

Das sächsische Ministerium hat Professor Delekat angewiesen, sich seiner Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule in Dresden bis auf weiteres zu enthalten. Er hat bekanntlich auf der Bekenntnissynode in Oeynhausen die von ihr angenommene Erklärung zu Schul- und Erziehungsfragen vorgetragen.

Deutsche Evangelische Kirche

Im Voranschlag der DEK für das begonnene Jahr 1936/37 ist für den Titel „Nationalsynode" und „Geistliches Ministerium" kein Betrag enthalten. FZ 28. 4.

Der Reichskirchenausschuß erklärt den Zentralausschuß für Innere Mission und seine Gliederungen zugleich für die Innere Mission der DEK, die in engster Verbindung mit ihr stehen und beauftragt sind, die kirchlichen Interessen auf ihrem Arbeitsgebiete wahrzunehmen. FZ 28. 4.

Der Vorsitzende des „Rates der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands", Oberkirchenrat Breit, führt in einem Wort an die Gemeinden aus, daß der Rat die lähmende Zerspaltung der lutherischen Kräfte überwinden und den Weg zu einer bekennenden evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands öffnen solle, die sich ebenso an das Bekenntnis der Väter wie an den kirchlichen Aufbruch der letzten Jahre gebunden weiß. ED 17

Die kirchlich-theologische Sozietät in Württemberg wendet sich in einem Gutachten gegen den Zusammenschluß lutherischer Landeskirchen und Bruderräte und den Rat der evangelisch-lutherischen Kirchen Deutschlands und erklärt, in der von der Synode und dem Reichsbruderrat bestellten „Vorläufigen Kirchenleitung" die Leitung der DEK zu sehen. JK 9

Landeskirchen

Auch in Bonn ist für die ausländischen Theologen ein Theologenheim begründet worden. PZ 21

Das Predigerseminar Lückendorf in Sachsen ist im früheren Umfang neu eröffnet worden. ED 16.

Die sächsischen DC hat Oberkirchenrat Grundmann mit den Thüringer DC verbündet; andere sächsische DC haben widersprochen und Dr. Schulze zum Landesleiter berufen, den der Reichsleiter der DC, Rehm, bestätigte. Diejenigen sächsischen Superintendenten, die bisher zu den DC gehörten, sind ausgetreten.

Das evangelische Interesse an der Schule drücken Eltern in Heidenheim so aus: „Es geht mir weder um die Erhaltung der bisherigen konfessionellen Volksschule, noch um die Verhinderung der geplanten Deutschen Gemeinschaftsschule, sondern um die Gewähr, daß in der Schule, in die ich mein Kind schicke, 1. ein unverkürzter und unverfälschter biblischer Religionsunterricht gegeben wird und die dafür nötige und geeignete Zeit gesichert ist. Was als biblischer Religionsunterricht zu gelten hat, kann allein die Kirche in ihrer Gebundenheit an das Evangelium feststellen; 2. daß in den übrigen Unterrichts- und Feierstunden der Schule alles unterbleibt, was die christliche Überzeugung evangelischer Kinder und Eltern zu verletzen geeignet wäre."

In Schleswig-Holstein übernimmt der zur BK gehörende Pastor und Hilfsarbeiter im Landeskirchenamt Halfmann die Ordination der Kandidaten aus der BK. Pastor Wester, Westerland, hat die Leitung der BK des Landes niedergelegt, bleibt aber im Landesbruderrat.

Die Kirchenkanzlei in Bremen hat mit dem Standesamt verabredet, daß auch die Aufgebote fortlaufend gemeldet werden, um den Gemeinden die Anknüpfung persönlicher Beziehungen für die bevorstehende Trauung zu ermöglichen. ED 17

In Braunschweig ist die Kirchensteuer auf 8 Prozent festgesetzt worden. ED 17

In Oldenburg wurde die Kirchensteuer unter besonderer Berücksichtigung des Familienstandes herabgesetzt.

Die Lippische Landessynode wählte Professor Neuser in Herborn zum Landessuperintendenten, der aber noch nicht angenommen hat. RfKZ 18

Der bayrische Landeskirchenrat ruft Hilfsprediger zur vorübergehenden Dienstleistung in der hannoverschen Landeskirche auf. ED 18

Katholische Kirche

In den katholischen Kirchen Deutschlands wurde am 26. 4. ein Hirtenbrief verlesen, der nachdrücklich auf die Notwendigkeit christlicher Erziehung hinweist und die katholische Bekenntnisschule empfiehlt. Der Schulsonntag am 3. Mai sollte die große Verantwortung für die Festigung des Glaubens in der Seele der Jugend und des Volkes zum Bewußtsein bringen. dek 18

Ein katholischer Pfarrer aus einem Taunusort wurde wegen einer Predigt, in der er Kritik an dem Einschreiten des Staates gegen Devisenvergehen von Ordensgeistlichen geübt haben soll, zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt, die aber unter das Amnestiegesetz fallen. FZ 4. 5.

Wegen Devisenschiebung verurteilt: Der Provinzial der Ordensniederlassung der Herz-Jesu-Priester Loh zu 3 Jahren 6 Monaten Zuchthaus, Rektor Jedersberger zu 2 Jahren Gefängnis und 20000 Mk., einige andre Ordensangehörige zu 3–6 Monaten Gefängnis. FZ 6. 4.

16 Katholiken aus Klein-Hausen wurden wegen Kundgebungen, die sich gegen Zusammenlegung der katholischen und der evangelischen Schule zu einer Gemeinschaftsschule richteten, in Darmstadt zu Gefängnis verurteilt.

Andere Kirchen und religiöse Vereinigungen

Ein altkatholischer Vikar in Österreich wurde zu 14 Tagen Arrest verurteilt, weil er in einer Leichenrede gesagt hatte, es entbehre der biblischen Begründung, daß die Feuerbestattung von der römischen Kirche verboten werde. RfKZ 17

Die russisch-orthodoxe Diözese des orthodoxen Bischofs von Berlin und Deutschland hat die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts erhalten. Damit ist auch die orthodoxe Kirche in Deutschland staatlich anerkannt worden. Bischof Tychon ist von der Synode in Karlowitz bestätigt worden.

Das Ministerium für kirchliche Angelegenheiten hat einen Bauplatz für eine orthodoxe Kirche in Berlin-Wilmersdorf zur Verfügung gestellt. FZ 30. 4.

„Die jüdisch geborene und uns nach asiatischen Begriffen anerzogene Weltanschauung des Christentums ist tatsächlich heute nur noch eine Krücke für innerlich Krückenbedürftige — nur noch ein hauchdünnes Mäntelchen für die gesunden, mitten im völkischen Werden deutschgläubigen Menschen." Durchbr 9. 4.

Reventlow legt im Reichswart vom 28. 4. dar, daß Hauer am 17. 9. 1933 erklärt habe, wenn dem Deutschen Glauben sein Recht werde, sei er bereit, mit den Kirchen darüber zu beraten, wie man unserem Volk am besten diene. Von solcher Bereitschaft habe sich die DG weit entfernt.

Frühere Ernste Bibelforscher in Gütersloh und Berlin wurden wegen Propaganda für die verbotene Vereinigung zu 3 bis 12 Monaten Gefängnis verurteilt. FZ 4./5. 5.

Europäisches Ausland

Das österreichische Bundeskanzleramt erkennt die Dinterse „Deutsche Volkskirche" nicht als ein christliches Religionsbekenntnis an, der Eheschließung mit einem Christen steht also das Ehehindernis der Religionsverschiedenheit entgegen. ED 18

Im Bezirk Elbogen bei Karlsbad, wo seit einigen Jahren 260 Eintritte in die evangelische Kirche erfolgt sind, schickt die Bezirksbehörde jetzt den übertretenden Gendarmerie ins Haus, die sie ausfragt nach dem Grund des Übertritts, nach der Art, in der sie dazu geworben sind, ob der Übertritt freiwillig erfolgt ist u. a. Dtsch Pfarrerbl 15.

Der deutsche Teil der Hervormden Gemeinde in Amsterdam hat ein Pfarrhaus und ein Gemeindehaus erhalten. RfKZ 17

Die Mitglieder bei den Besprechungen zwischen Vertretern der anglikanischen Kirche und der lutherischen Kirchen in Estland und Lettland in London vereinigten sich zu einer gemeinsamen Abendmahlsfeier, womit die Abendmahlsgemeinschaft zwischen diesen Kirchen verwirklicht wurde. ED 18

Beim Weltkongreß der Sonntagsschulen in Oslo werden 525 Abgeordnete aus Amerika teilnehmen; aus Europa sind u. a. angemeldet Erzbischof Eidem, Upsala, Bischof Fuglsang-Damgaard, Kopenhagen, Bischof Lehtonen, Tampere (Finnland). Unter den Rednern ist Kagawa.

In Dänemark sind die Vorbereitungen für das Reformationsjubiläum in vollem Gange. Die Post wird besondere Briefmarken ausgeben, u. a. mit Bildern von Hans Tausen und einigen Domkirchen. Eine ganze Reihe führende Kirchenmänner aus ganz Europa sollen eingeladen werden.

In England ist eine besondere Schule eingerichtet, in der das Glockenläuten gelehrt wird. ED 18

In Warschau ist die erste religionslose Schule unter ideeller Leitung des polnischen Freidenkerverbandes eröffnet worden. FZ 20

Das amtliche Organ der Gottlosenbewegung in Rußland soll eingehen. ED 18

Andere Erdteile

Eine vom Gouverneur des Staates New York einberufene Konferenz zur Bekämpfung des Verbrechertums empfiehlt, daß in allen Schulen wieder die 10 Gebote gelehrt und in der ersten Stunde jeden Tags wieder Religionsunterricht erteilt werde. ED 17

Von Zeitschriften und Personen

Der „Aufwärts" stellte mit dem 30. 4. sein Erscheinen ein. ED 18

Zurückgetreten: Direktor der Evangelistenschule Johanneum in Barmen Pastor Burkhardt. Promoviert: die Professoren Karl Barth, Basel und Emil Brunner Zürich, von Utrecht zu D. D. Berufen Pfarrer Liz. Peter Brunner in Ranstadt (Hessen) an die Theologische Schule in Elberfeld. Ernannt D. Hanns Lilje in Berlin zum Generalsekretär des Lutherischen Weltkonvents. Pfarrer Stoll, München, Hilfsarbeiter im bayrischen Landeskirchenrat, wurde zum Dienst beim Rat der lutherischen Kirche Deutschlands beurlaubt; an seine Stelle trat Pfarrer Liz. Wilh. Ferd. Schmidt, München. Entpflichtet Prof. des Kirchenrechts Ulrich Stutz in Berlin. Gestorben: Pastor Ernst Lohmann, Uchtenhagen, Begründer des „Deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient"; der Kulturphilosoph Oswald Spengler, der Bischof von Passau Frhr. von Ow-Felldorf. ESt

Verschiedenes

Lehrbildreihen zum Konfirmandenunterricht. Die Evangelische Bildkammer (Berlin-Steglitz, Beymestraße 6) stellt Filmostostreifen von je 10—15 ausgewählten Bildern her, dazu bestimmt, den Konfirmandenunterricht durch das Bild zu beleben. Sie behandeln Orte und Wege Jesu; die Missionsreisen des Paulus; zur Kulturgeschichte des Alten und Neuen Testaments; die Bibel, ihre Entstehung, ihre Übersetzung und Verbreitung; Evangelische Märtyrer in alter und neuer Zeit; Gotteshaus und Gottesdienst (Kirchenbau und Kult) usw. So ist jedem Pfarrer und Religionslehrer ohne Abänderung seines bisher benutzten Unterrichtsplanes Gelegenheit gegeben, das sonst schwer zu beschaffende Bildmaterial an dem von ihm gewünschten Platz als Ergänzung seines Unterrichts einzuordnen. Der Preis ist äußerst niedrig; jedes Kurzbildband kostet einschließlich Text 1,50 Mk. Bei Vorausbestellung auf sämtliche etwa 25 Lehrbildreihen (bis 1. Juni 1936 direkt beim Verlag der Evangelischen Bildkammer) 20% Ermäßigung.

Müllers Verdeutschung der Bergpredigt (Deutsche Gottesworte, verdeutscht von Reichsbischof L. Müller, Weimar. Verlag der Deutschen Christen, 48 S.) hat, wie sogleich bekannt wurde, auf Förderung durch die jetzige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche nicht zu rechnen (vgl. CW Sp. 333 unten); vereinzelt mögen deutschchristliche Kirchenführer kleiner Gebiete sie empfohlen haben, wie es der Landessuperintendent Propp in Neustrelitz tat. In den kirchlichen Blättern ist das Buch meist scharf abgelehnt worden, so von Otto Dibelius in der Jungen Kirche Nr. 7. Es bietet oft mehr Umschreibung als Übersetzung, und wer den Versuch solch umschreibender Anwendung auf die Gegenwart nicht von vornherein ablehnt, wird Einzelnes treffend finden, z. B. wenn es Matth. 7, 22 f. heißt: „Viele werden dereinst zu mir sagen: ‚Haben wir nicht die reine Lehre verkündigt?' Ich muß ihnen dann sagen: Mit euch habe ich nie etwas zu tun gehabt; weichet von mir, ihr Wortemacher!" An andrer Stelle aber ist, was Jesus im Neuen Testament sagt, umgebogen nach den Gedanken und Wünschen des Kreises, zu dem Müller gehört: „Wohl denen, die mit ihren Volksgenossen Frieden halten. Sie tun Gottes Willen." Und an vielen Stellen ist die Sprache so modern, daß sie, zusammen mit der veränderten Fassung des Gedankens, geschmacklos wirkt: „Wenn dein Kamerad in seiner Erregung dir ins Gesicht schlägt, ist es nicht immer richtig, gleich wieder zu schlagen. Es ist mannhafter, überlegene Ruhe zu bewahren. Wahrscheinlich wird dein Kamerad sich dann schämen." Es ließen sich noch andre Beispiele dieser Art anführen; man versteht, was ein Kenner der bayrischen Kirchengeschichte daraufhin mir schreibt:

„Mit diesem neuesten Versuch, die Bergpredigt ‚in unsere heutige Art deutschen Denkens und deutschen Sprechens' zu übertragen, ist zu vergleichen, wie der Missionsbefehl Jesu (Matth. 28, 18 f.) Ende des 18. Jahrhunderts von dem Ansbacher Gymnasiallehrer Dr. Oertel in seiner zeitgemäßen Bibelübersetzung verdeutscht ward: „Mir ist vollkommene Gewalt erteilt, meine Religion überall auszubreiten. Darum gehet hin und sammelt mir Religionsbekenner aus allen Völkern. Weihet sie durch die Taufe zum Bekenntnis des Allvaters, des göttlichen Messias und des edlen Religionsgeistes, und verpflichtet sie zur Befolgung aller Vorschriften, die ich Euch gegeben hatte", (mitgeteilt in einer Dissertation über die ‚Grundzüge der preußischen Religionspolitik in Ansbach-Bayreuth 1791—1806' von Wolfgang Stroedel)."

Man kann auch, statt solch böse Parallelen aus der Zeit der Erzrationalisten heranzuholen, an eine Äußerung denken, die mir dieser Tage wieder in die Hand kam. Die Zeitschrift „Deutsche Theologie", herausgegeben von einer Anzahl angesehener deutscher theologischer Universitätslehrer, begründet 1933, enthält zu Beginn ihres ersten Heftes (vor Aufsätzen von Gogarten, Rückert und Hirsch über Luther) ein Geleitwort, in dem es heißt: „Es muß deutlich werden, was falsche und was rechte Gegenwartsnähe der kirchlichen Verkündigung ist. Falsche Gegenwartsnähe, die sich alsbald bitter rächt, jagt einem Phantom nach. Sie hascht nach der Zustimmung des Zeitgeistes und nach dem Wohlwollen irdischer Mächte. Dabei würde die Kirche sich wegwerfen und ihr Evangelium preisgeben und verlöre den Mut, Anstoß zu geben und Stöße auszuhalten. Wenn Theologie und Kirche nichts Eignes mehr zu bringen wissen, werden sie würdelos. Die Strafe dafür ist, daß sie allmählich alle Achtung verlieren." Der Verfasser dieses Geleitworts ist der Reichsbischof Ludwig Müller. Der Gerechtigkeit wegen muß gesagt werden, daß, auch wer Vieles in der Zeitschrift Deutsche Theologie Dargelegte ablehnt, oft in ihr ein ernstes Ringen um rechte Verdeutschung des Evangeliums finden wird. Müllers Buch aber sucht die Gegenwartsnähe in falscher Weise. M

Eine Folge des Kirchenstreits. Man schreibt uns: Eine bittere Folge der kirchlichen Zerklüftung von heute ist die Überlastung aller kirchlichen Stellen. Ob man es mit der Bekennenden Kirche zu tun hat oder mit den Deutschen Christen oder mit den Ausschüssen: die Männer haben alle nicht die Zeit und nicht die Kraft, die an sie herantretenden Anliegen in Ruhe zu erledigen. Die Klagen darüber kommen von allen Seiten. Man unterläßt den Versuch, mehr oder minder wichtige Sachen an die Berufenen heranzubringen, um die sich zu bemühen sie alle Ursache hätten, aus lauter Rücksicht auf diese Männer. Aber darüber unterbleibt viel Heilsames und Notwendiges. Dort häufen sich die Akten; ein Bürokratismus gedeiht, dessen Tugend dort die Fixigkeit ist, die mit dem Gegenstand rasch fertig wird, hier die Lässigkeit, die ihn beiseite schiebt, bis er von selber veraltet ist. Dabei soll Gemeinde und Kirche, Recht und Bruderliebe gedeihen! Nicht immer genügt der Glaube allein, es braucht Zeit, Nerven, persönliche Hingabe, Hilfskräfte, viel mehr Hilfskräfte, als bisher da sind. Enttäuschung, Unmut, Zorn und Verzweiflung sind oft die Frucht auf seiten derer, die unter diesen nachgerade überall unerträglichen Zuständen leiden.

Der Gustav-Adolf-Verein d. h. sein Zentralvorstand unterstützt im Sommer 1936 142 auslanddeutsche Studenten. Von diesen studieren 33 in Tübingen, 28 in Leipzig (einschl. 25 Insassen des „Franz-Rendtorff-Hauses"), 12 in Königsberg, 11 in Berlin, 10 in Erlangen, je 9 in Greifswald und Halle, 2 studieren in Bonn. Auf die Auswahl des Studienortes nimmt dabei der Gustav-Adolf-Verein grundsätzlich keinen Einfluß, sie ist den Studenten völlig freigelassen, soweit nicht die Leitungen der auslanddeutschen Kirchen selbst ihren Theologiestudenten Anweisungen über den Studienort geben.

Versammlungskalender

30. Mai—3. Juni Evangelische Woche Frankfurt a. M.
2.—3. Juni Bund für Gegenwartschristentum Augustusburg.
6. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Berlin.
7.—9. Juni Hundertjahrfeier der Leipziger Mission Leipzig.
15.—18. Juni Internationaler Kongreß kalvinischer Theologen Genf.
28. Juli—2. August Theologenkonferenz des Weltbundes für freies Christentum Arnheim.
24.—28. August Allianzkonferenz Blankenburg Thür.
28. August—1. September Gustav-Adolf-Verein Kassel.
21.—23. Sept. Protestantischer Weltverband Podebrady (Tschechoslowakei).
11. Oktober 50 Jahr-Feier des Evangelischen Bundes Erfurt.

Die nächste Nummer erscheint am 6. Juni 1936

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Tirpitzstr. 120

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Soeben erschienen:

BERNHARD BRINKMANN

Der Ordensgedanke und die katholischen Klöster in Deutschland

mit einer Übersicht über die Ordensniederlassungen im deutschen Reichsgebiet

Jeder Deutsche möchte einmal einen Blick in das Innere wenigstens der in Deutschland vertretenen Orden werfen und **deren Einstellung zum Leben, ihr inneres Verhältnis zum Volkstum, ihre Arbeitsgebiete und vor allem auch ihre zahlenmäßige Stärke** erfahren. Endlich erscheint jetzt die schon immer sehr vermißte Gesamtdarstellung, die **einen umfassenden Überblick über die Klosterwelt** bietet.

In der Erkenntnis, daß eine rein zahlenmäßige Aufzählung nicht genügt, um das innere Wesen der Orden kennenzulernen, ist der Verfasser auf Grund zuverlässiger Quellen auch dem Ursprung der Ordensidee nachgegangen, um dann deren Wandlung und Ausweitung in der römisch-katholischen Kirche zu verfolgen und schließlich die Geschichte der Mönchs- und Ritterorden im deutschen Kulturkreise zu skizzieren.

Die durchaus objektiv geschilderte Eigenart der einzelnen Orden wird auch jedem aufmerksamen Laien sichtbar! Der eine besonders eindringliche Sprache sprechenden Statistik sind **bereits die Zahlen des Jahres 1935** zugrunde gelegt.

Sowohl Protestanten wie Katholiken stellen heute mit Recht die Frage:

Wie steht es um die Klöster in Deutschland?

Hier wird endlich die Antwort gegeben!

Preis zwei Mark

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Der Protestantismus nur ein geschichtliches Zwischenspiel?

Ein Ruf zur Besinnung und zu neuem Aufbruch!

Soeben erschienen:

Entbürgerlichung des Protestantismus?

Von Dr. Heinrich Adolph

Professor an der Universität Gießen

Der Protestantismus steht vor einer Schicksalsfrage, von der nicht mehr und nicht weniger abhängt als die Entscheidung darüber, ob er etwa nur eine zeitgeschichtlich bedingte Form des Christentums oder die Religion der Zukunft ist.

In großen Zügen und straffer Zusammenfassung zeichnet der Verfasser die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen für die heutige Lage des Protestantismus, der sich vor ganz neue Aufgaben gestellt sieht und einen Umbruch erlebt, wie nie zuvor; jetzt muß er beweisen, ob er seine große geschichtliche Sendung erkennt oder ob er nur eine Episode in der Geschichte des Christentums gewesen ist.

Der Protestantismus steht vor der Entscheidung: Rückkehr zur Reformation oder Anschluß an die völkische Bewegung oder beides? In jedem Fall besteht die Forderung einer radikalen Absage an die Verbürgerlichung der letzten Jahrzehnte und eines entschlossenen Aufbruches zu lebendigem Aktivismus.

Der Verfasser sieht seine Aufgabe vornehmlich auch darin, durch Erhellung der geschichtlichen Lage zu einer Klärung des Urteils, zu gegenseitigem Verständnis der protestantischen Lager und damit zur Verlebendigung und Weckung neuer Stoßkraft und Einsatzbereitschaft des Protestantismus beizutragen.

Preis zwei Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Im Jubiläumsjahr der deutschen evangelischen Mission

beginnt eine neue Sammlung von „Missionsstunden aus dem Gesamtbereich der deutschen evangelischen Missionsarbeit" unter dem Titel

Die Mission der Kirche

Herausgeber: Missionsinspektor Arno Lehmann

Je dringender die Frage nach der Kirche gestellt wird, um so mehr wird man den Gemeinden und den von außen Fragenden die Großmacht der Mission nahebringen müssen. Als Hilfe beim Gemeindeaufbau ist dieses Sammelwerk gedacht. Dem vielbeschäftigten Pfarrer, Diakon, Gemeindehelfer soll Stoff zur Veranschaulichung in Missionsstunden und Gemeindeabenden geboten und ein Gesamtbild der die ganze Welt umspannenden deutschen Missionsarbeit unserer Tage entwickelt werden. Dieses Werk erhält seine besondere Bedeutung nicht nur dadurch, daß es seit längerer Zeit wieder eine Sammlung von Missionsstunden darbietet, sondern vor allem durch die Tatsache, daß hier das Werk der ganzen deutschen Mission erfaßt wird:

alle deutschen Missionsgesellschaften arbeiten mit,

alle Arbeitszweige und -Gebiete der Mission werden in Erscheinung treten.

An diesem Querschnitt durch die deutsche Missionsarbeit aus neuester Zeit beteiligt sich ein großer Stab von Facharbeitern, unter denen sich die bekanntesten Missionsführer und Praktiker befinden. Die Veröffentlichungen erscheinen in zwangloser Folge und kosten je RM 1.75, bei Subskription auf mindestens 4 Bändchen je RM 1.50

Als 1. Bändchen soll in Kürze ausgegeben werden:

Gottes Weg ins Hubeland (in Neu-Guinea) von Missionsinspektor Dr. Keysser

Wie es bei einer papuanischen Stammesbekehrung zugeht, wird hier nach genauen Aufzeichnungen dargestellt. So wie es hier geschildert ist, wurde es vom Verfasser bei jenen Menschenfressern wirklich erlebt. Weitere Hefte sind in Vorbereitung

Verlag C. Ludwig Ungelenk / Dresden-A.

Lebensfremde und lebensnahe Weisheit

Von

Pastor Hans Schomerus

Inhalt:

1. Verhindertes „Heidentum"
2. Neues Denken
3. Das Rad und das Kreuz
4. Rom und Plato
5. Luther und das Abendland
6. Die „Form" und das Antlitz
7. Die wahre Existenz

Einzeln 75 Pf.
10 Exemplare à 72 Pf. / 20 Exemplare à 70 Pf. / 50 Exemplare à 68 Pf.
100 Exemplare à 66 Pf.

Bildet Heft 7 von „Theologia militans" Schriften für lutherische Lehre und Gestaltung in Verbindung mit **Paul Althaus, Werner Elert, Adolf Koeberle** herausgegeben von **Martin Doerne**

10% Nachlaß bei Abnahme von Heft 1–6
5% Nachlaß bei Subskription auf die 1936 erscheinenden Hefte

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung
Leipzig

August Winnigs Glaubensheimkehr:

Heimkehr

20. Tausend. Leinen RM. 5.80

Als der Dichter kürzlich auf der Wittenberger Tagung der Luthergesellschaft, die Dichter und Theologen vereinte, das Schlußkapitel vorlas, standen die Zuhörer unter dem starken Eindruck, daß hier ein Mann zu uns spricht, der für viele tausend namenlose Volksgenossen eine geistige Wandlung durchlitten und durchkämpft hat, der den schweren Weg vom Unglauben zur Glaubensgewißheit gegangen ist. Um so stärker wirkt das hoffnungsfrohe Bekenntnis, mit dem August Winnig sich am Schluß dieses langen Weges zu einer Erneuerung unseres Volkes aus einer erneuerten Glaubenskraft bekennt. Evang. Pressedienst, Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG